

KAPITEL 6



Foto: G. Hänel, GARP

GEMEINSCHAFTLICH WIRTSCHAFTEN TROTZ KAPITALISMUS?

Gemeinsame Ökonomie in der Kommune Niederkaufungen

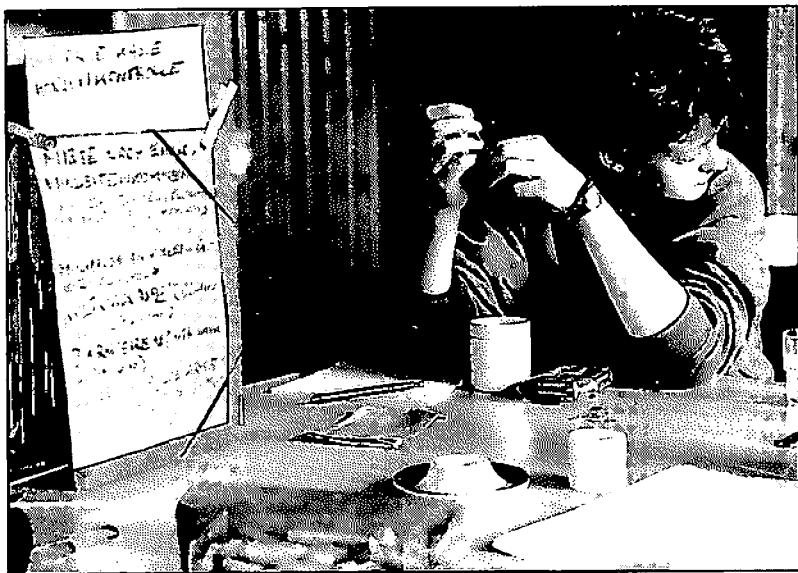


Foto: W. Sünderhauf

Anscheinend ist nicht die Zeit, Visionen antikapitalistischen Wirtschaftens umzusetzen. Verständlich ist das: Die Kräfte vieler gegen den Strom der veröffentlichten Meinung schwimmender KritikerInnen wurden angesichts des Jubels beim Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ lahmer. Dabei gehörte schon vorher eine Menge Kraft dazu, Werte, die im realen Sozialismus in der Theorie hochgehalten wurden, weiter als anstrebenswert zu vertreten, auch wenn man für die Praxis der Ostblockstaaten keine Sympathie gehegt hat.

Mit dem Untergang der Form des Sozialismus, die im Osten praktiziert wurde, kam im Westen allenthalben Siegesstimmung auf: Der Kapitalismus hat gewonnen, er ist dem Sozialismus als Wirtschafts- und Gesellschaftssystem überlegen. Die Siegesstimmung kam bei den Politikern und Wirtschaftsmanagern in Expansionsträumen zum Aus-

druck: „Wiedervereinigung“ propagierten die einen, von „neuen Märkten“ sprachen die anderen. Auf der Straße kam die Stimmung in einfachen Gesten zum Ausdruck: Den in den Westen fahrenden Ostlern wurden Bananen mit dem „Bei-uns-gibt-es-alles“ Gehabe verkauft.

Dabei geriet aus dem Blick, was das Fundament dieser Überheblichkeit war und ist: Ausbeutung und ungerechter Tausch auf dem Weltmarkt.

Die Kritik, die am Kapitalismus geübt wurde und wird, ist heute genauso berechtigt wie vor dem Zusammenbruch des Ostblocks:

- Die ökologische Krise spitzt sich trotz aller „es-wird-etwas-ge-tan“ Reden aufgrund des kapitalistischen Wachstumszwanges zu.
- Arbeitslosigkeit und Verarmung sind selbst in den Metropolen des Systems zu einem Massenphänomen geworden.
- Das Individual-Verkehrssystem leidet zunehmend an Verstopfung.
- Wohnraum wird für immer mehr Menschen unbezahlbar und und und ...

Weltweit betrachtet: Die Entwicklungstheorien, die in den 50er-/60er/70er Jahren suggerierten, es gehe darum, den „take-off“ der Entwicklungsländer zu initiieren, so daß sie in kurzer Zeit den Entwicklungsstand der Industriestaaten erreichen, diese Theorien sind längst schamhaft aus der öffentlichen Diskussion verschwunden. Es ist überdeutlich geworden, daß der Verschwendungsstandard der Industrieländer nicht auf die Weltbevölkerung zu übertragen ist. Die Rohstoff- und Energiereserven wären innerhalb weniger Jahre verbraucht.

Angesichts dieser Ignoranz den Grundlagen und Folgen kapitalistischen Wirtschaftens gegenüber stellt sich die Frage, was unter dieser Voraussetzung in Wort und Tat dem selbstgefälligen kapitalistischen Wirtschaftssystem entgegengesetzt werden kann.

Ich möchte vor diesem Hintergrund im folgenden Erfahrungen zusammentragen, die zu gemeinschaftlichem Wirtschaften, zu gemeinsamer Ökonomie in kleinen Einheiten ermutigen.

Hierbei geht es letztlich um die Aufgabe von Privateigentum zu Gunsten von Gemeinschaftseigentum.

Es geht also um die Umsetzung einer Vision nicht kapitalistischen Wirtschaftens.

Mancher Leserin, manchem Leser wird es vielleicht mulmig bei der Vorstellung, kein „eigenes“ Geld mehr zu haben. Unsere Wahrnehmung ist sehr stark davon geprägt, Geld als Mittel zu Unabhängigkeit und Freiheit zu sehen. Beim gemeinsamen Wirtschaften sieht man die eigene Unabhängigkeit durch andere gefährdet. Dabei wird vergessen, daß auch bei der Unabhängigkeit durch Geld dem Individuum Grenzen gesetzt werden: durch die Höhe des Einkommens, durch die Be-

drohung des Einkommens etwa bei Arbeitslosigkeit. Der Vorteil der gemeinsamen Ökonomie ist es, daß es vor allem Menschen sind, die die Grenzen bilden, Menschen, mit denen wir zusammen leben, mit denen ich mich verständigen muß, die sich mit mir verständigen müssen. Es ist verwunderlich, daß so wenige Menschen versuchen, sich die Vorteile, die gemeinsame Ökonomie bietet, zu erarbeiten: Wohnraum, Lebensmittel, Autos ... alles kann preiswerter angeschafft und sinnvoller genutzt werden. D.h. ich bekomme den Lebensstandard, für den ich als allein wirtschaftende Person 2000,- DM monatlich netto verdienen muß, für wesentlich weniger Einkommen.

Gemeinsame Ökonomie

Dazu ist es nötig zu klären, was unter „gemeinsamer Ökonomie“ zu verstehen ist. Häufig wird in diesem Zusammenhang von „gemeinsamer Kasse“ gesprochen. Ich halte diese Ausdrucksweise für unpräzise. Die Kommune Niederkaufungen bezeichnet ihre Form des solidarischen Wirtschaftens als „gemeinsame Ökonomie“. Meiner Meinung nach ist das eine angemessenere Bezeichnung für das, um was es geht. Ich möchte das an einer vergleichenden Klärung der beiden Begriffe deutlich machen.

Ökonomie bedeutet im Griechischen die Wirtschaft des Hauses. Unter „wirtschaften“ wird in der Volkswirtschaft alles zusammengefaßt, was der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse an Sachgütern und Dienstleistungen zur Erhaltung des Lebens und seiner kulturellen Erhöhung und Verfeinerung dient. Ökonomie bezeichnet also den Umgang mit Gütern und Dienstleistungen innerhalb eines überschaubaren Rahmens, nämlich dem des Hauses. Von gemeinsamer Ökonomie kann man meiner Meinung nach sprechen, wenn das Wirtschaften nicht hierarchisch organisiert ist (z.B. nicht der Hausherr bestimmt, was angebaut wird, wer wieviel Zeit für welche Arbeit aufzuwenden hat, welche Produkte verkauft, welche konsumiert werden ...) sondern gemeinschaftlich selbst bestimmt wird.

„Gemeinsame Ökonomie“ bezeichnet also selbstbestimmtes wirtschaftliches Handeln zur Absicherung der materiellen Bedürfnisse der an ihr beteiligten Menschen. Es umfaßt alles, was in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist.

Eine gemeinsame Kasse dagegen ist ein Instrument, um die gemeinsame Befriedigung einer genau festgelegten Anzahl von Bedürfnissen zu realisieren. Eine Wohngemeinschaft richtet z.B. eine gemeinsame Kasse ein, um Miete und Lebensmittel gemeinsam zu bezahlen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Das Angebot an Waren, das jeder/m zur Verfügung steht, wird größer; es gibt billigere Einkaufsmöglichkeiten (z.B. ist eine 5-Zimmer-Wohnung relativ billiger als eine Einzimmer-

[illegible]

Wohnung); die Anschaffungen (Kühlschrank ...) können effektiver genutzt werden. Eine gemeinsame Kasse kann nicht nur die Befriedigung der Konsumbedürfnisse organisieren. Sie kann auch dazu genutzt werden, Einkommen gemeinsam zu bewirtschaften. Das geschieht etwa, wenn in einem Betrieb die Überschüsse in eine Kasse kommen und die Entnahmekriterien gemeinsam erarbeitet wurden.

In der gemeinsamen Ökonomie gibt es letztlich nur eine Kasse. In diese und aus ihr heraus wird alles gezahlt. Auf diese haben alle gleichermaßen Zugriff. Es gibt keine privaten Einnahmen mehr. Auch Geschenke, Honorare etc. gehen in den gemeinsamen Topf. Es gibt auch nicht die Möglichkeit, Ausgaben an der gemeinsamen Kasse vorbei zu tätigen.

Auf der Seite der Konsumtion macht gemeinsame Ökonomie eine Veräußerung über Konsum und Bedürfnisse nötig, darüber, wie Bedürfnisse zustande kommen und welche Auswirkungen die Befriedigung meiner Bedürfnisse hat.

GEMEINSAME ÖKONOMIE  **199**

Es gibt Gemeinschaftsprojekte, in denen nicht alle das Haus, in dem sie leben, und den Boden, den die Gruppe bewirtschaftet, gemeinsam besitzen. Gerade in der Anfangsbegeisterung eines Projektes wird dem oft zu wenig Bedeutung beigemessen. „Wir verstehen uns. Wir lassen uns doch von einem bürgerlichen Besitztitel wie einen Grundbucheintrag nicht beeinträchtigen.“ heißt es dann. In der Realität hat sich diese Einstellung schon oft als falsch herausgestellt. Bei Streit in einer Gruppe erliegen diejenigen, die Besitzrechte haben, oft der Versuchung, diese auch geltend zu machen, z.B. wenn nach einem nicht mehr zu bereinigenden Konflikt die Frage ansteht, wer den Ort verlassen muß. Umgekehrt habe ich den Eindruck, daß ungleicher Besitz dazu beitragen kann, daß die Besitzlosen weniger Verantwortlichkeit entwickeln.

Einigen Gruppen, die sich um bestehendes Eigentum eines/r Hausbesitzers/in gebildet haben, war die Problematik bewußt. Sie bemühten sich, um eine Überführung des Einzelbesitzes in Gemeinschaftseigentum. In der Realität hat sich gezeigt, daß das nicht einfach ist. Mir ist keine nachträgliche Besitzüberschreibung auf eine Gemeinschaft, zu der der Überschreibende selbst gehört, bekannt. Nach meiner Auffassung ist es das Beste, die Besitzverhältnisse zu Beginn eines Projektes so zu regeln, wie die Gruppe es anstrebt. Die Hoffnung auf eine Entwicklung von individuellem zu gemeinschaftlichem Eigentum ist trügerisch. Die Praxis zeigt, daß im Zusammenleben auf Seiten der Besitzenden leicht Gründe entstehen, die eine Neutralisierung der Verfügungsgewalt über Grund und Boden unmöglich zu machen scheinen.

Gemeinsame Ökonomie schließt zum anderen auch individuelle Rücklagen aus. Das betrifft in erster Linie Erbschaften und große Geschenke. In einer gemeinsamen Ökonomie müssen diese der privaten Verfügbarkeit entzogen werden. Politisch ist das deshalb sinnvoll, weil es in unserer Gesellschaft nur zwei – legale – Möglichkeiten gibt, Rücklagen zu bilden: Erbschaft oder hohe Löhne. Beides ist kein individuelles Verdienst der Nutznießer. Insofern ist es konsequent, die entsprechenden Werte in die gemeinsame Ökonomie mit einzubringen. Darüberhinaus können unterschiedliche Rücklagen gruppendynamisch auf die Dauer eine enorme Sprengkraft entwickeln. Es belastet die „Habenichtse“, im Alltag Gleichberechtigung leben zu wollen, aber zu wissen, daß einige aus der Gemeinschaft „gleicher“ sind als andere, weil sie bei eventuellem Ausstieg besser dastehen als sie.

Gemeinsame Ökonomie ist also die Umsetzung der sozialistischen Forderung nach Abschaffung des Privateigentums.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß gemeinsame Ökonomie eine umfassende Form wirtschaftlichen Handelns ist. Sie bezieht sich auf Produktion und Konsumption gleichermaßen und wirkt sich in allen Bereichen der menschlichen Existenz aus. Demgegenüber ist die ge-

meinsame Kasse ein organisatorisches Hilfsmittel, um die Verteilung bzw. Sammlung von Geld bzw. um die Ordnung von Geldströmen zu organisieren. Je größer die Anzahl der Bedürfnisse ist, deren Befriedigung gemeinsam mit Hilfe einer Kasse organisiert wird, desto ähnlicher wird die „gemeinsame Kasse“ der „gemeinsamen Ökonomie“. Die gemeinsame Kasse ist also notwendiger, aber nicht hinreichender Bestandteil der gemeinsamen Ökonomie.

Anregungen zur Verwirklichung von gemeinschaftlichem Wirtschaften im Konsumbereich

Die folgenden Anregungen sind entstanden aus den Erfahrungen, die die Kommune Niederkaufungen bei der Umsetzung der ökonomischen Ideen gemacht hat, die sie vor ihrer Gründung als Leitprinzipien entwickelt hatte.

In der Kommune wird unterschieden zwischen konsumptiven und investivem/produktivem Vermögen. Der Topf für die Konsumbedürfnisse speist sich aus den monatlichen Einnahmen der Kommune. Sie dürfen im Jahresdurchschnitt nicht niedriger sein als die Ausgaben.

Das investive/produktive Vermögen entsteht dadurch, daß die Mitglieder ihr Vermögen über langfristige Darlehensverträge in die Verfügungsgewalt der Kommune gebracht haben bzw. bei Einstieg bringen. Dieses Vermögen wurde/wird nur für den Kauf und die Sanierung der Gebäude und für Investitionen in die Arbeitsbereiche genutzt. Eine Umschichtung von produktivem in konsumptives Vermögen findet nicht statt. Dadurch wird einerseits vermieden, von der Substanz zu leben. Andererseits ist diese strikte Trennung Ausdruck der Bedeutung, die der Aufbau eigener Produktionsbetriebe von Anfang an hatte.

Ich greife diese Trennung in meinen Ausführungen auf. Wirtschaften ist nicht möglich ohne Produktion, und diese ist nicht sinnvoll, wenn das Produzierte nicht konsumiert werden soll. Auch für gemeinsames Wirtschaften trifft das zu. Insofern beziehen sich meine Anregungen im 1. Teil auf den Bereich der Konsumtion, im 2. Teil auf den produktiven Bereich.

So mag sich jede(r) die Anregungen herauspicken, die für seine Lebens-/Arbeitsbedingungen nützlich sind.

Der/die Einzelne ist einzigartig Bedürfnis- statt Gleichheitsprinzip

Eines der ehernen Gesetze von gemeinsamen Kassen lautete in der Anfangszeit von Wohngemeinschaften und selbstverwalteten Betrieben: „Alle sind gleich, alle bekommen bzw. zahlen das gleiche in die

gemeinsame Kasse". Diese Handhabung wurde als Ausdruck einer gleichberechtigten Gemeinschaft angesehen. Sie setzte sich von der unterschiedlichen, ungerechten Entlohnung im kapitalistischen System ab. Doch den Menschen wurde auch das nicht gerecht. Sie sind unterschiedlich. Sie haben unterschiedliche Bedürfnisse, eine eigene Prägung aus der Zeit, in der sie nicht gemeinsam wirtschafteten, die Mitglieder einer WG verdienen in der Regel unterschiedlich und und und. Die Behauptung der Gleichheit entsprach nicht der Realität.

Am deutlichsten wird eine solche Handhabung von Gleichheit an der Taschengeldregelung. 150,- DM Taschengeld pro Monat pro Person für jedes Gruppenmitglied ist zwar auf dem Papier der gleiche Betrag, für diejenige, die bisher mit 100,- DM auskommen mußte, bedeutet diese Regelung eine Ausweitung ihrer Möglichkeiten. Sie wird zufrieden sein. Für denjenigen, dem bisher 350,- DM zur Verfügung standen, bedeutet diese Regelung eine erhebliche Einschränkung.

Paradoxerweise wird gerade von formaler Gleichbehandlung behauptet, sie sei gemeinschaftsfördernd. Zurückzuführen ist dies vermutlich auf sozialistische Theorien, die die Forderung nach Gleichheit vor allem als exakte Gleichbehandlung verstanden. Bekanntestes Beispiel hierfür sind die Kibbuzim mit ihrem sozialistischen Entstehungshintergrund. Gerade in der Pionierphase bekam dort jede(r) das Gleiche an materieller Ausstattung. Da es sich hier um extreme Mangelsituationen handelte, ist genaue Gleichbehandlung verständlich angesichts der extremen Ungleichbehandlung in den Gesellschaften, aus denen die Juden geflüchtet waren.

In einigen Gruppen hat formale Gleichbehandlung lange Bestand. Zwar leiden Leute möglicherweise unter dieser Regelung, aber sie wird nicht in Frage gestellt, weil andere damit die Gruppenidentität in Frage gestellt sehen. Mitunter fällt der Konflikt auch gar nicht auf, weil Menschen, die unter einer solchen Taschengeldregelung leiden, die Gruppe verlassen bzw. erst gar nicht in sie eintreten. Dabei kommen ihre wahren Motive aufgrund des hohen Gruppendruckes gar nicht zur Sprache.

Ähnlich wie bei den Kibbuzim wird der Schritt der formalen Gleichbehandlung in diesen Gemeinschaften angesichts der vorher erlebten Ungleichheit als Weiterentwicklung gesehen – zu Recht!

Dennoch bin ich der Überzeugung, alle gleichmachenden Regelungen behindern die Gemeinschaftsbildung, weil jede Gruppe sich aus Mitgliedern zusammensetzt, die nicht gleich sind.

Ich sehe mich in meiner Überzeugung auch durch die Entwicklung der Kibbuzbewegung bestätigt. Dort hat es im Laufe der Jahrzehnte eine Entwicklung von der formalen Gleichheit im Mangel (Jede Person erhielt genauso wenig wie eine andere) über die formale Gleichbehandlung bei zunehmendem Wohlstand (Jede Wohnung erhielt einen

Kühlschrank, dann einen Fernseher und dann eine Klimaanlage, wobei z.B. für den Fernseher keine Schrankwand genommen werden konnte) bis hin zur Einzelfallbehandlung nach gleichen Kriterien gegeben: Heute erhält in vielen Kibbuzim jedes Mitglied eine monatliche Abrechnung, auf der ausgeführt ist, wieviel Produkte und Dienstleistungen, die vom Kibbuz zur Verfügung gestellt werden, er/sie in Anspruch genommen hat und wieviel ihr/ihm zustand. Einzelne Posten sind gegeneinander verrechenbar. Der Kibbuz wird dadurch mehr als Lieferant von Waren und Dienstleistungen gesehen, dem gegenüber ich meine Ansprüche versuche durchzusetzen, und immer weniger als Gemeinschaft von Leuten, die dieselben (sozialistischen) Vorstellungen zu leben versuchen.

Gemeinschaftsfördernd sind Regelungen, die berücksichtigen, daß alle Menschen einzigartig sind, was Bedürfnisse und Wünsche betrifft. In einer Gruppe etwas zusammen zu machen heißt, sich mit der Einzigartigkeit der Einzelnen auseinanderzusetzen.

Ich plädiere für die konsequente Umsetzung des Bedürfnisprinzips. Auf eine Taschengeldregelung bezogen heißt das also: keine allgemeinverbindliche Summe für jede Person, sondern jede(r) entnimmt Geld nach ihren/seinen Bedürfnissen.

Viele fürchten bei der Anwendung des Bedürfnisprinzips Mißbrauch. Er wird regelrecht erwartet: Alle werden viel ausgeben, mehr als sie ausgegeben haben, bevor sie in die gemeinsame Ökonomie einstiegen. Die Praxis zeigt, daß der Mißbrauch zwar vorkommt, aber eher die Ausnahme ist. Was dagegen getan werden kann, wird später dargestellt.

Für mich ist – überraschenderweise – der Gebrauch des Bedürfnisprinzips oft ein viel größeres Problem, jedenfalls für eine Reihe von Leuten. Es werden Dinge, die man in unverbindlicheren Lebenszusammenhängen längst angeschafft hätte, nicht gekauft. Dafür gibt es unterschiedliche Gründe:

Einige nehmen ihr Handeln als Verantwortung gegenüber der Gruppe wahr. Sie wollen nicht zu höheren Ausgaben beitragen. Andere haben Angst vor der Auseinandersetzung. Sie fürchten Fragen, die dazu führen, daß sie ihr Verhalten erklären bzw. rechtfertigen müssen. Wieder andere erkennen, daß ihre Bedürfnisse nicht mit sinnvollen Gruppenansprüchen übereinstimmen, und drängen ihren Wunsch zurück. So wird die so sehr gewünschte Badewanne nicht angeschafft, weil sie aus ökologischen Gründen – zu viel Wasserverbrauch – unsinnig ist.

In allen Fällen ist der Gebrauch des Bedürfnisprinzips nicht selbstverständlich und nicht einfach. Für dieses Problem gibt es keine allgemeingültige „richtige“ Lösung.

Einerseits ist meine Erfahrung, daß einige Leute dazu neigen, mit ihren Bedürfnissen sehr konsequent fast hart umzugehen. Besonders

dann, wenn Personen unter dieser Konsequenz selber leiden, ist es sicher angemessen, dazu zu ermutigen, sich etwas zu gönnen. Das ist auch im Interesse der Gesamtgruppe. So können Spannungen abgebaut werden, die auf die unterschiedliche Handhabung des Bedürfnisprinzips zurückzuführen sind: Es weckt eben Neid, wenn ich feststellen muß, daß andere sich beim Gebrauch des Bedürfnisprinzips weniger schwer tun als ich selbst. Wenn ich sogar das Gefühl habe, andere handhaben das Prinzip weniger ernsthaft als ich, kann sich sehr schnell Ärger bilden und auch anstauen.

Andererseits ist es in der gemeinsamen Ökonomie auch nötig und gewollt, einen Rahmen zu haben, seine eigenen Bedürfnisse in Frage gestellt zu bekommen, sie diskutierbar zu machen und gegebenenfalls zu ändern.

Es ist wichtig, daß das Bedürfnisprinzip so gehandhabt wird, daß den einzelnen Menschen Raum zur eigenständigen Entwicklung gelassen wird.

Ein weiteres Beispiel für die Anwendung des Bedürfnisprinzips ist die Handhabung der Ausstiegsregelung. Die Anwendung dieses Prinzips auf einen Ausstieg aus einer Gruppe ist z.B. ein individueller Ausstiegsvertrag, in dem festgeschrieben wird, was jemand beim Ausstieg bekommt, weil er/sie es braucht.

Ich erwähne dieses 2. Beispiel, weil auch in diesem Bereich kaum daran gedacht wird, das Bedürfnisprinzip anzuwenden. Statt dessen wird versucht, komplexe Regelungen zu schaffen (für jedes Jahr Zugehörigkeit x DM, plus Kinderzuschlag, plus Ausgleich für soziale Härten...), im Irrglauben, man könne eine allgemeingültige Regelung schaffen, die allen gerecht wird.

In der Kommune Niederkaufungen wurde über ein Jahr versucht, eine solche umfassende Regelung zu schaffen, bis jemand vorschlug, die Ausstiegsverträge analog zur Taschengeldregelung zu gestalten, also nach den individuellen Bedürfnissen. So wurde es schließlich gemacht. Jedes Kommunemitglied schloß einen Vertrag mit der Kommune, dem alle zustimmen mußten, in dem festgeschrieben ist, was die/der Betreffende an Geld und Sachwerten bei Ausstieg bekommt. Diese Regelung, in der ein hohes Maß an Achtung für den Einzelnen zum Ausdruck kommt, funktioniert seit ihrer Einführung zu aller Zufriedenheit, zumal die Verträge veränderten Bedürfnissen mit Zustimmung der Gruppe angepaßt werden können.

Rückblickend betrachtet wundert es mich, warum wir damals so lange dafür gebraucht haben, uns auf das Bedürfnisprinzip zu besinnen. Schließlich hatten wir es schon in unserem Grundsatzpapier festgeschrieben. Der Grund dafür scheint mir zu sein, daß wir so sehr mit dem Leistungsprinzip („Wer lange da war, erhält auch viel“) bzw. in Abgrenzung dazu mit dem Prinzip der Allgemeingültigkeit aufge-

wachsen sind, daß es uns schwer fällt, uns von diesen zu lösen. Es reicht nicht aus, mit dem Verstand erfaßt zu haben, daß das Bedürfnisprinzip am besten geeignet ist, für den Ausgleich von materiellen Unterschiedlichkeiten zu sorgen. Die Wahrnehmung der Anwendungsmöglichkeiten dieses Prinzips ist damit keineswegs automatisch verbunden.

Ich gehe davon aus, daß das Bedürfnisprinzip sich auch in Zeiten der Verknappung der Mittel beibehalten läßt, wenn alle Gruppenmitglieder von der Qualität dieser Regelung überzeugt sind. In diesem Fall müßte die Einsparung von Mitteln dadurch erreicht werden, daß jede Person dort weniger verbraucht, wo es ihr am leichtesten fällt. Es würde also nicht der Etat für Reisen, Tabak, Kleider ... um jeweils 10 % gekürzt. Vielmehr würde gesagt: Wir müssen 10 % der Ausgaben einsparen. Trage jede(r) auf die Weise dazu bei, die ihm/ihr am leichtesten fällt. Auch 10 % mehr zu arbeiten wäre also in diesem Fall eine individuelle Lösungsmöglichkeit des Problems.

Ich muß zugeben, daß ich dazu kein Beispiel aus der Praxis kenne. Das zeigt, wie wenig das Erfahrungsfeld „Gemeinsame Ökonomie“ auf der Basis von „Nicht-gleich-Behandlung“ der Gruppenmitglieder bisher beackert worden ist.

„Wer hat zuviel von unserem Tellerchen gegessen?“ Informationskultur statt Appelle

Die im letzten Kapitel angesprochene Gefahr des Mißbrauchs von gemeinsamer Ökonomie ist zwar in der Realität nicht so verbreitet, aber natürlich ist sie vorhanden.

Zunächst einmal so selbstverständlich wie davon ausgegangen wird, daß gemeinsame Ökonomie mißbraucht wird, so uneindeutig ist das, was darunter überhaupt verstanden wird.

Ist es Mißbrauch der gemeinsamen Ökonomie wenn ich

- nach Neuseeland reise, wenn meine Gruppe nicht in der Lage ist, eine solche Reise allen zu ermöglichen?
- Geld aus der Kasse nehme, ohne es den Gruppenregeln entsprechend zu vermerken?
- modische und teure Jeans kaufe, wenn es einfache, billigere auch getan hätten?
- regelmäßig den höchsten Taschengeldbetrag im Monat in Anspruch nehme?
- ein Sparguthaben zurückhalte?

Für mich liegt Mißbrauch der gemeinsamen Ökonomie immer dann eindeutig vor, wenn ich bewußt Absprachen, die in meiner Gruppe über das gemeinsame Wirtschaften bestehen, nicht beachte. Auf die Beispiele bezogen heißt das: In einer Gruppe, die nach dem Bedürfnis-

prinzip wirtschaftet, ist die Reise nach Neuseeland, die teure Jeans und der monatlich hohe Taschengeldebtrag meiner Meinung nach kein Mißbrauch. Dagegen mißbrauche ich die gemeinsame Ökonomie, wenn ich Sparguthaben zurückhalte oder wenn ich Geld aus der Kasse nehme, mit dem Vorsatz es nicht zu vermerken. Ersteres ist eine Abspracheverletzung. Ich täusche eine Verhaltensweise vor, die ich nicht praktiziere. Das Vertrauen der Gruppe in die gleiche Lage aller Beteiligten wird mißbraucht. Letzteres ist ganz einfach Diebstahl.

Ich glaube, diese Fälle sind ohne weitere Erläuterung als Mißbrauch zu erkennen.

Die anderen Beispiele sind aber in der Praxis nicht so eindeutig „kein Mißbrauch“ wie ich es für mich entschieden habe. Bei der Frage des Mißbrauchs spielen nämlich Gefühle und Vorerfahrungen, die nicht objektivierbar sind, eine große Rolle. Und die meisten Fragen, die zur gemeinsamen Ökonomie gestellt werden, kreisen um diesen Bereich.

So kann es eben sein, daß jemand die Reise nach Neuseeland als Mißbrauch empfindet, weil

- sie findet, es gibt überhaupt keinen akzeptablen Grund, so weit weg zu fliegen
- er selbst sich die Reise nach Kreta versagt hat.

Nach meiner Erfahrung steckt in diesem Bereich hinter der Frage „Mißbraucht jemand die gemeinsame Ökonomie?“ die Frage: „Sind die anderen genauso verantwortlich wie ich?“

Es sei hier nur angemerkt, daß sich in der gemeinsamen Ökonomie unverantwortliches Handeln nicht nur im Geld-Ausgeben zeigen kann, sondern auch darin, wie lange ich wie intensiv und selbständig arbeite, wie ich mit Maschinen, Autos und anderem Gerät umgehe ... Kurz: In der Gemeinsamen Ökonomie gibt es eine Reihe von Alltagsfeldern, in denen sich Ängste, die/der Dumme zu sein, entwickeln können.

Um so wichtiger ist es, etwas zu tun, um den Ängsten den Boden zu entziehen. Ein oft gebrauchtes Mittel ist der Appell an die Gemeinschaftlichkeit, also daran, daß Vertrauen zueinander als Anfangsbestand vorhanden sein muß. „Wenn wir uns nicht vertrauen, brauchen wir doch gar nicht erst anzufangen!“ ist eine Aussage mit diesem Hintergrund.

Ich denke, daß diese Vertrauensforderung nicht den menschlichen Realitäten entspricht. Vertrauen braucht Bedingungen. Vertrauen ist nicht einfach da – auf Forderung oder weil es zur Gruppenideologie gehört. Vertrauen braucht Zeit, sich zu entwickeln. Zum anderen braucht es Erfahrungen. Verhalten, an dem ich erkennen kann, jemand handelt ähnlich wie ich es erwartet habe, schafft Vertrauen. Drittens braucht es Informationen. Nur wenn ich weiß, warum jemand nicht so

[illegible]

handelt, wie ich es erwartet habe, kann ich ihn verstehen und trotz des Unterschiedes Vertrauen aufbauen. Hier ist der Punkt, an dem eine Gruppe aktiv ansetzen kann. Sie kann eine Informationskultur schaffen, die das gemeinsame Wirtschaften so unterstützt, daß Vertrauen aufgrund von Kenntnis und nicht von Unkenntnis wächst.

GEMEINSAME ÖKONOMIE ★ 207

losengeld, -hilfe, Geschenke, Kindergeld, Sonstiges) und die Ausgaben (Lebensmittel, Bücher, Reisen: Bahn-Bus-Auto, Taschengeld, Miete, Sonstiges u.a.) Der Betrag „Sonstiges“ wird extra aufgeschlüsselt, wobei alle Ausgaben über 200,- DM namentlich ausgewiesen werden.

Die wichtigste Grundlage auf der diese Abrechnung erstellt wird, ist das Kassenbuch, in das alle Ausgaben und Einnahmen namentlich eingetragen werden. Bis auf die Spalte „Sonstiges“ werden keine Namen in der monatlich ausgehängten Abrechnung genannt. Wer wissen will, wer wieviel wofür ausgegeben hat, kann das mit Hilfe des Kassenbuches herausfinden. Ob und wie oft das einzelne machen, entzieht sich meiner Kenntnis. Einmal hat sich allerdings ein Kommunarde die Mühe gemacht, das Taschengeld aller KommunarInnen für drei Monate einzeln auszurechnen. Die Summe der Taschengeldbeträge für eine Person in drei Monaten reichte von 50,- DM bis 800,- DM. Das wurde interessiert, mit Schmunzeln, auf einzelne Leute bezogen teilweise auch verärgert zur Kenntnis genommen, und natürlich wurde darüber auch viel getratscht. In Frage gestellt wurde die Richtigkeit der Taschengeldregelung deshalb nicht.

Meiner Meinung nach ist die monatliche Abrechnung das Herzstück der Informationskultur in Kaufungen.

Daneben gibt es einige Gepflogenheiten. Ausgaben über 200,- DM müssen vorher schriftlich auf dem Mitteilungszettel angekündigt werden. Dies soll die Möglichkeit bieten, Tips zu geben. Z.B. könnte bei der Ankündigung „Ich möchte mir eine Matraze für 350,- DM kaufen“ geraten werden: „Im Tagungshaus ist eine gute übrig. Probier doch mal, ob du die brauchen kannst.“

Zu größeren Ausgaben (weite Reise, Computer ...) soll im Plenum eine Entscheidung eingeholt werden. Da davon ausgegangen wird, daß dieser in der Regel zugestimmt wird, reicht meist ein vereinfachtes Verfahren ohne Diskussion: Auf einem Plenum wird der Ausgabewunsch mitgeteilt. Falls in der folgenden Woche und beim nächsten Plenum keine Einwände kommen, ist die Ausgabe beschlossen.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Informationskultur in der Kommune sind die Arbeitsbereichsberichte, die etwa jährlich von jedem Arbeitsbereich gemacht werden. In diesen wird informiert über Einnahmen und Ausgaben, über die Arbeitszeiten und über die Planungen des gesamten Bereiches und der einzelnen Mitglieder. Diese Berichte sind ausdrücklich eingerichtet worden, um Mißtrauen abzubauen, daß sich aus unzusammenhängenden Einzelinformationen aufgebaut hat, die zwischendurch aufgeschnappt werden können. Aber auch Vorurteile („In der Schreinerei wird unproduktiv gearbeitet“) sollen auf diese Weise abgebaut werden. Mindestens wird durch die Arbeitsbereichsberichte aber ein Ort geschaffen, sie zu diskutieren.

Neu aufgenommene Kommunemitglieder werden in Kaufungen selbstverständlich mit den Besitz- und Vermögensverhältnissen der Kommune vertraut gemacht: „Wie teuer waren die Gebäude? Wie hoch sind die Verbindlichkeiten?“ sind Fragen, auf die Auskunft gegeben wird. Das scheint selbstverständlich – ist es aber nicht. Es gibt Gruppen, in denen die Finanzen von Vertrauenspersonen verwaltet werden. Ich halte das für schwer vereinbar mit gemeinsamer Ökonomie.

In Kaufungen wird auch darauf geachtet, daß alle Kommunalen/innen Entscheidungen, die das Vermögen betreffen, nicht nur treffen, sondern auch ein Grundlagenwissen dafür haben, diese auch treffen zu können. Markantestes Beispiel hierfür ist die Errichtung einer eigenen Altersvorsorge auf der Basis betrieblicher Rückstellungen. Um dieses Modell zu entwickeln, war es nicht nur nötig, eine Menge von Informationen zu beschaffen. Diese mußten auch vermittelt werden. Es mußte z.B. allgemein verständlich gemacht werden, was der Unterschied zwischen einer Pensionskasse und einer steuerbegünstigten betrieblichen Rückstellung zur Altersvorsorge ist. Dazu waren neben Klausurtagen etliche Plena einschließlich Fragestunden in Kleingruppen nötig, nicht zuletzt, um über die unterschiedliche Bewertung von Informationen zu einem Konsens über das Vorgehen zu kommen.

Ich denke, es ist deutlich geworden, was alles getan werden kann, vertrauensbildende Informationen in einer Gruppe zur Verfügung zu stellen. Jede Gruppe muß da – wie immer – ihren Weg finden.

Einen Problemkreis habe ich bisher ausgespart, indem ich bisher immer beschönigend von „Informationen“ gesprochen habe. Natürlich geht es bei all dem auch um soziale Kontrolle. Viele Gruppen schrecken vor einer grundlegenden Informationspolitik vielleicht deshalb zurück, weil für sie die damit verbundene Kontrollmöglichkeit ein Schreckgespenst ist. Genauso wie formale Gleichheit den Ruf genießt, gemeinschaftsbildend zu sein, stehen Informationen, die geeignet sind, andere zu kontrollieren, anscheinend in dem Verdacht, gemeinschaftszerstörend zu sein.

Ich denke, in einer Gruppe ist es wichtig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie sie zu sozialer Kontrolle steht. Meiner Meinung nach findet soziale Kontrolle in jedem Fall statt, wenn man so eng zusammen lebt. Ich halte sie dann für sinnvoll, wenn sie dazu beiträgt, Verhaltensweisen, die allen wichtig sind, zu verwirklichen. Das hört sich selbstverständlicher an, als es im Alltag ist. Es mag in einer Gruppe unbestritten sein, sich ökologisch zu verhalten. Ob das im Einzelfall heißt, Fahrten in die 10 km entfernte Stadt immer mit dem Rad oder öffentlichen Verkehrsmitteln vorzunehmen anstatt mit dem Auto, darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Soziale Kontrolle kann dafür sorgen, daß Menschen, denen die alltägliche Umsetzung

schwerer fällt, auf ihr nachlässiges Verhalten hin angesprochen werden. Es ist unangenehm, wenn man auf diese Weise mit seinen Widersprüchen konfrontiert wird. Aber gerade das kann Ansporn sein, sein Verhalten zu ändern, was – wie in jeder politischen Diskussion vehement vertreten wird – dringend nötig ist.

Für mich ist diese Art sozialer Kontrolle eher gemeinschaftsfördernd. Sie trägt dazu bei, die gemeinsamen Grundlagen des Zusammenlebens auch in konkrete Verhaltensweisen umzusetzen.

Wenn gemeinsame Ökonomie die Wirtschaftsform ist, die eine Gruppe für sich gewählt hat, dann ist die soziale Kontrolle, die auf Grund von Informationen über die Handhabung des Prinzips möglich wird, ein notwendiger Bestandteil dessen, was „gemeinsame Ökonomie“ im Alltag für jede(n) einzelne(n) aus der Gruppe bedeutet.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß diese Sicherheit, die notwendig ist, angesichts sozialer Kontrolle seine eigenen Unzulänglichkeiten einzuräumen, sehr viel mit dem jeweiligen Gruppenklima zu tun hat.

Ich kann mich erinnern, daß in Kaufungen vor Jahren eine Runde im Plenum gemacht wurde, in der jede Person sich zum Umgang mit Geschenken äußerte. Da wurde z.B. erzählt, daß jemand das Geld, das von der Mutter ausdrücklich für den Kauf eines teuren Kleidungsstückes gegeben worden war, nicht eingetragen hatte. Schließlich, so wurde gesagt, wäre das Kleidungsstück, wenn es direkt geschenkt worden wäre, auch nicht in die Kleiderkammer zum Allgemeinbesitz gekommen.

In einer Diskussion, in der es um Gründe ging, Geld aus der gemeinsamen Kasse zu entwenden, sagte jemand, sie könne sich vorstellen zu klauen, wenn sie keine Möglichkeit sieht, ihr Bedürfnis auf kommune-öffentlichem Weg erfüllt zu bekommen, vorausgesetzt – es ist genug Geld vorhanden.

Beide Male war ich zunächst schockiert über die Aussagen, hielt ich sie doch für unvereinbar mit dem Prinzip der „gemeinsamen Ökonomie“. Mir wurde erst nach und nach klar, daß diese Äußerungen einerseits Ausdruck eines hohen Standes von Informationskultur sind. Das Gruppenklima erlaubte es, solche Äußerungen zu machen, von denen erwartet werden konnte, daß sie umstritten sind.

Andererseits kommt in ihnen zum Ausdruck, wie soziale Kontrolle gehandhabt werden sollte: nicht als Grundlage, um vernichtende Urteile zu fällen, sondern als Hilfsmittel, eigene Schwäche zu überwinden, dadurch daß ich die Erfahrung mache: Ich bin so angenommen wie ich bin, auch wenn bestimmte meiner Verhaltensweisen strittig sind.

Die Beispiele verweisen darauf, daß soziale Kontrolle, wenn sie ein Instrument zur Verurteilung ist, leicht zu heuchlerischem Verhalten

führen kann, daß letztlich Mißtrauen nährt. Umgekehrt kann sie Verhaltensänderungen anregen, wenn ich meine Schwäche nicht verbergen muß. Insofern sind die erwähnten „Runden“, in denen sich jede Person äußern kann, wobei in der Runde nicht diskutiert wird, auch ein Stück Informationskultur.

„Wer macht's?“ – Klare Absprachen statt „Prinzip Hoffnung“

In Kaufungen gibt es Ausstiegsverträge, die schriftlich zwischen dem Verein Kommune Niederkaufungen e.V. und jedem Mitglied geschlossen werden. Ich habe mehrfach Ablehnung erlebt gegen schriftliche Verträge. Sie gelten als Inbegriff verlogener bürgerlicher Rechtsstaatlichkeit, die nur Anwälte reich macht und zum Image des Staates beiträgt, hier gehe es gerecht zu. Sicher wurde oft die Erfahrung gemacht, mit Hilfe von Verträgen über den Tisch gezogen worden zu sein, dadurch, daß vor Gericht Interpretationen durchgesetzt wurden, die nicht für möglich gehalten wurden – alles rechtsstaatlich. Das Mißtrauen gegenüber juristischen Verträgen kann ich deshalb verstehen.

Ich bin dennoch für Verträge in selbstbestimmten Gruppen und das aus verschiedenen Gründen:

Ein schriftlich festgehaltener Vertrag macht deutlicher als manche mündliche Absprache, worum es geht und wie es geregelt werden soll/wurde. Er ist einfach eindeutiger, gerade dann, wenn er von zwei Vertragsparteien abgeschlossen wurde, die juristisch nichts verkomplizieren müssen, sondern ihre Interessen in eine schriftliche Form bringen.

Es schafft neben Eindeutigkeit auch Sicherheit: Ich kann das einfordern, was abgemacht wurde. Es steht mir zu.

Für mich ist das Unterschreiben eines Vertrages darüberhinaus auch ein Ritual, das Verbindlichkeit ausdrückt. Mit meiner Unterschrift verdeutliche ich: Ich bin mit allem einverstanden, was dort niedergelegt ist, und mit meinem Namen stehe ich dafür, daß ich die Absprache einhalte, ebenso wie ich erwarte, daß der Name auf der anderen Seite des Vertrages dieselbe Verbindlichkeit signalisiert.

Für mich gibt es für einen Vertragsabschluß aber auch einen formal juristischen Grund. Wir leben in einem bürgerlichen, am Eigentum orientierten Staatswesen, d.h. in einem Staat, in dem mit Hilfe von Gerichten das eingeklagt werden kann, was vermeintlich den guten Sitten entspricht, unseren Vorstellungen aber widerspricht. Dazu ein Beispiel:

In der Satzung des Vereins „Kommune Niederkaufungen e.V.“ wurde zunächst die „gemeinsame Ökonomie“ als Wirtschaftsweise nicht anerkannt. Sie sei sittenwidrig. Niemand könne solch einen Vertrag,

der Enteignung beinhalte und Ausstiegsgeld nach Bedürfnis festschreibt, bei klarem Verstand unterschreiben. Das Amtsgericht Kassel ließ seine Bedenken später fallen. Sich auf Sittenwidrigkeit zu berufen ist eine Möglichkeit, den Rechtsstaat zu benutzen, um Forderungen eines Einzelnen einer Gruppe gegenüber durchzusetzen. Dies hat vor allem dann Aussicht auf Erfolg, wenn Absprachen nur mündlich getroffen wurden.

In der Praxis sind so Regelungen als sittenwidrig außer Kraft gesetzt worden, in denen es kein Recht auf Auszahlung eines Gewinnanteils bei Ausstieg gibt. Ich halte eine solche Regelung, in der niemand bei Ausstieg den Zugewinnanteil fordern kann, in der Regel für richtig. Eine solche mündliche Absprache hat vor Gericht gute Chancen, angefochten zu werden. Derjenige, der die Gruppe auf Auszahlung des Gewinnanteils verklagt, hat gute Chancen durchzukommen, wenn er Unkenntnis der Konsequenzen seines Einstiegs geltend machen kann.

Wer meint, das alles sei weit hergeholt, wird bei genauerer Betrachtung feststellen: Es gibt einige Gruppen, die an solchen vor Gericht ausgetragenen Konflikten bankrott gegangen sind. Es ist dabei meistens unangebracht, die einzelnen, die gegen eine Gruppe geklagt haben, des Verrats von Idealen zu beschuldigen. Ich glaube vielmehr, daß sicher oft in einer unklaren Anfangssituation Illusionen entstehen, die sich später auswirken. „Das hat doch nur eine Person gesagt. Das war keine Gruppenentscheidung.“ „Das war ein Zwischenstand in einem Diskussionsprozeß.“ sind dann Aussagen, die später gemacht, auf unterschiedliche Wahrnehmungen verweisen. Beteiligt ist der zum Kläger Gewordene genauso, wie jedes Gruppenmitglied: Es wurde versäumt, sich darüber eindeutig zu verständigen, was gewollt ist. Verträge dienen also der Erinnerung, genauso wie z.B. Protokolle.

So dient ein Vertrag nicht nur als Verständigung über das, was alle Beteiligten wollen. Er kann auch helfen, im Ernstfall Ansprüche, die auf gerichtlichem Wege durchgesetzt werden sollen, abzuwehren. Es versteht sich von selbst, daß solche Verträge nicht wegen jeder Kleinigkeit gemacht werden. Aber bei so grundlegenden Angelegenheiten wie Aus-, Einstieg und Besitzverhältnisse halte ich sie für sinnvoll.

Daneben gibt es im Alltag natürlich viel alltäglichere Zusammenhänge, in denen klare Absprachen hilfreich sind.

Protokoll zu schreiben bei Gruppenversammlungen, auf denen Absprachen getroffen werden, hat sich in Kaufungen bewährt. Nicht selten ist es der/die ProtokollantIn, die die Gruppe hindern muß, – schwupps – zum nächsten Thema überzugehen. „Was haben wir denn jetzt abgemacht?“, wird dann das Plenum gefragt. Oft reicht auch das nicht. Da muß gefragt werden: „Wer macht’s?“. wenn sich auf diese Frage niemand meldet, ist klar: Es braucht nicht auf die Umsetzung dieser Absprache gewartet zu werden, weil sich niemand dafür ver-

antwortlich fühlt. So einfach dies scheint, so kenne ich doch Gruppen, in denen diese Fragen nicht gestellt werden. Der/die LeserIn mag über die Gründe spekulieren. Einer ist vielleicht, daß durch diese Fragen schonungslos aufgedeckt wird, ob Verantwortung im jeweiligen Einzelfall übernommen wird oder nicht. Und manchmal gibt man sich gerne der Illusion hin: „Es passiert was, es wird sich was ändern“ und vermeidet es durch Überprüfung, herauszubekommen, was passieren wird: nämlich nichts!

Die beiden Fragen – beharrlich gestellt – desillusionieren möglicherweise. Dafür ersparen sie die Enttäuschung später und die Vorwürfe, die daraus häufig erwachsen. Für ein funktionierendes Gruppenleben sind Absprachen nötig. Alles andere führt zu enormen, unnötigen Reibungsverlusten. Diese können vermieden werden, wenn sich die Gruppe um Klarheit bemüht. Besser die Klarheit, daß etwas nicht passiert, was alle gern hätten, weil niemand Zeit und Lust hat, es zu tun, als die Enttäuschung darüber, daß etwas, was alle beschlossen haben, nicht verwirklicht worden ist.

„Mehrzahl siegt – Einzahl fliegt“ Konsens- statt Mehrheitsentscheidungen

In Kaufungen sind „Gemeinsame Ökonomie“ und „Entscheidungsfindung nach dem Konsensprinzip“ zwei von mehreren Grundsätzen, in denen die Basis der Kommune formuliert ist.

Über die gemeinsame Ökonomie bin ich mit jedem Gruppenmitglied verbunden:

Ich trage den Kauf eines billigen, reparaturanfälligen Autos für die Gruppe genauso mit wie die Rückzahlungsbedingungen für Kredite über mehrere hunderttausend DM.

Ich trage die Ausgabe für einen 199,- DM-Flug nach Mallorca genauso mit wie die für einen McDonald-Besuch.

Die Liste kann jede(r) LeserIn mit Beispielen ergänzen; Beispiele, die verdeutlichen, daß in der gemeinsamen Ökonomie eine Reihe von Verhaltensweisen mitgetragen werden müssen, die vorgegeben sind oder die für kritikwürdig gehalten werden.

Gerade letzteres ist im Alltag oft schwer. Auf die Bedeutung, die die Informationskultur bei der Bildung von Vertrauen in diesem Zusammenhang hat, bin ich schon eingegangen. Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel der Vertrauensbildung bei gemeinschaftlichem Wirtschaften ist die Entscheidungsfindung im Konsens.

Ich möchte an dieser Stelle auf die Handhabung dieses Prinzips im Alltag nur kurz eingehen: Von Konsensentscheidung spreche ich, wenn Entscheidungen, die alle betreffen, von allen mitgetragen werden. D.h. nicht, daß alle einer Meinung sein müssen. Z.B. kann eine

Lösung, die nicht von allen getragen wird, für zwei Monate probiert werden und dann unter Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen nochmals entschieden werden.

Eine Entscheidung im Konsens schließt aber das Recht jedes Gruppenmitgliedes ein, daß sein „Nein“ respektiert wird, eine Entscheidung gegen eine Stimme also nicht zustande kommt.

In einer Gruppe mit gemeinsamer Ökonomie, die nach dem Konsensprinzip entscheidet, ist es von großer Bedeutung, daß die Position des einzelnen sehr stark ist. Sie kann nicht in einer Minderheit, die zwangsläufig die Folge einer Mehrheitsentscheidung ist, verloren gehen. Auch auf die Diskussionskultur wirkt sich diese Entscheidungsform positiv aus. Da jede Person auch als potentielle(r) Nein-SagerIn wahrgenommen wird, ist das Interesse, alle Gruppenmitglieder und deren Argumente in den Entscheidungsprozeß einfließen zu lassen, von Beginn an um einiges größer als bei Mehrheitsentscheidungen, bei denen der Ruf nach Abstimmung häufig dann ertönt, wenn eine Teilgruppe sich in der Mehrheit wähnt.

Kurzum: Mit der Entscheidungsfindung im Konsens bekommt jede einzelne Person das Instrument, das nötig ist, um die Verantwortung für die gemeinsame Ökonomie und deren Konsequenzen an individuellen Verhaltensmöglichkeiten zu handhaben.

Im Alltag geschieht das auf unterschiedliche Weise: Große Ausgaben, die vorher entschieden werden, kann ich im Extremfall durch mein Veto verhindern. In der Praxis kommt das in Kaufungen kaum vor. Die Angst vor einer großen Verletzung des(r)jenigen, dem/r ich einen Wunsch persönlich ausschlage, bildet eine große Hemmschwelle.

Dagegen ist die Diskussion über eine Entscheidung mehrfach genutzt worden, um das Unverständnis über ein Bedürfnis deutlich zu äußern: „Ich werde kein Veto sagen zu Deinem Wunsch, nach Neuseeland zu fliegen, aber verstehen tue ich es auch nach Deiner Erklärung nicht.“

Der Umgang mit der gemeinsamen Verantwortung bezogen auf kleinere Ausgaben (z.B. der berühmte McDonald-Besuch), die man/frau eigentlich unverantwortlich findet, ist da oft schwieriger.

Der Grad zwischen Gelassenheit und Trägheit ist da schmal. Letztlich kann er nur von jeder Person selbst bestimmt werden, indem gefragt wird: Sage ich nichts aus Bequemlichkeit, aus Angst davor, selbst kritisiert zu werden oder kann ich es wirklich stehen lassen, daß R. sich schon wieder Sekt und MonCherie für seinen Nachttisch gekauft hat, stehen lassen in dem Bewußtsein: Es schmeckt ihm halt. Mehrfach habe ich später dann erfahren, warum mich eine bestimmte Ausgabe so angemacht hat.

Das verweist auf ein besonderes Problem bei der Handhabung von gemeinsamer Ökonomie:

„Für was der/die alles Geld ausgibt!“ Gefühle äußern statt vorrechnen

Hinter ökonomischen Problemen und Entscheidungen stecken oft ungeklärte zwischenmenschliche Schwierigkeiten. Da diese von den Beteiligten nicht angesprochen werden können, wird über Geld/Ökonomieprobleme gesprochen. Das ist ein vertrautes Gebiet. Es nährt die Illusion von objektiven Argumenten, schließlich geht es um Mark und Pfennig.

Die Frage ist oft nicht „Können/sollen wir uns das leisten?“ sondern „Vertraue ich Dir/Euch?“ oder „Warum macht mich Deine Verhaltensweise so an?“

Da das erwähnte MonCherie-Beispiel aus meinem eigenen Vermeidungsrepertoire stammt, kann ich daran erläutern, was gemeint ist:

Meine spontane Reaktion auf die MonCherie am Bett war: „Für so was gibt der soviel Geld aus, ist ja wohl unmöglich!“ Bei genauerer Betrachtung mußte ich mir eingestehen, daß es um mein Verhältnis zu R., mit dem ich im selben Arbeitsbereich zusammenarbeitete, ging: MonCherie signalisierten eine Lebensweise, die mir fremd war. Ich fürchtete, daß diese Andersartigkeit in der Zusammenarbeit Probleme geben könnte.

Zusammenfassung

Gemeinsame Ökonomie stellt den organisatorischen Rahmen, die eigenen Bedürfnisse hinterfragbar zu machen, mit ihnen konfrontiert zu werden. Dabei geht es nicht darum, „falsche“ Bedürfnisse bei den Gruppenmitgliedern zu entlarven. Gemeinsame Ökonomie kann ein Erfahrungsraum sein, um durch das Beispiel, die Hinweise, die Kritik und die Forderungen anderer die eigene Bedürfnisstruktur besser verstehen und letztlich auch verändern zu können.

In der gemeinsamen Ökonomie sind Ausgangspunkt der Geldausgabe die Bedürfnisse des/der einzelnen, die von Person zu Person unterschiedlich sind. Allerdings ist die Grundlage der gemeinsamen Ökonomie die Überzeugung, daß Bedürfnisse nicht einfach da sind. In unserer Gesellschaft werden viele Bedürfnisse gemacht. Die Werbung legt davon beredt Zeugnis ab. Bedürfnisschaffung ist geradezu ein Kennzeichen der herrschenden Wirtschaftsform. Da Grundbedürfnisse nach sinnvollen zwischenmenschlichen Beziehungen und sinnvoller Arbeit immer mehr auf der Strecke der industriellen Produktion geblieben sind, müssen andere Bedürfnisse geweckt werden, um überhaupt den Schein von Bedürfnisbefriedigung aufrecht erhalten zu können.

Insofern steht der beschriebene Umgang mit Bedürfnissen und Konsum quer zur Notwendigkeit kapitalistischer Produktion, die auf Konsumzunahme angewiesen muß.

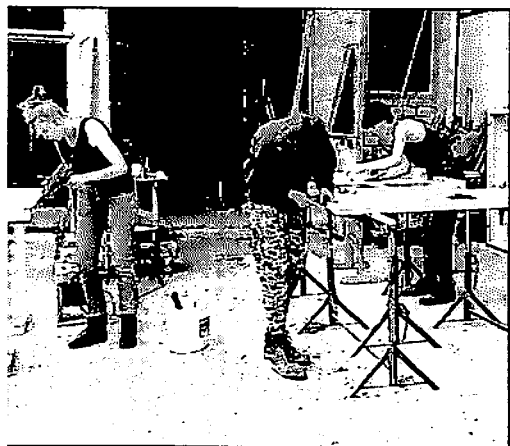


Foto: E. Poschmann

Anregungen zu gemeinsamen Wirtschaften im produktiven Bereich

Bisher habe ich mich damit beschäftigt, was gemeinsame Ökonomie auf der Seite der Geldausgabe bedeutet. In unserer Gesellschaft wird dem nur durch die Höhe des eigenen Verdienstes gehemmt, ansonsten aber hemmungslosen Konsum und der individuellen Freiheit, alles kaufen und konsumieren zu können, das Wort geredet. In einer kapitalistischen Wirtschaftsweise ist das auch nicht anders möglich. Die

Produktionsverhältnisse zwingen zum Konsum.

Diese Wirtschaftsweise ist gekennzeichnet durch

- * entfremdete, sinnentleerte Arbeit. „Job“ ist der sprachliche Ausdruck für eine Tätigkeit, deren Inhalt egal ist, bei der der einzige „Sinn“ im verdienten Geld besteht. Da die Arbeitszeit nicht mehr als befriedigend erlebt wird, muß eine neue Zeit „erfunden“ werden, die Befriedigung verheißt: die Freizeit.
- * Orientierung am (betriebswirtschaftlichen) Profit – nicht am (volkswirtschaftlichen) Nutzen von Produkten.
- * Quantitatives Wachstum als Folge und Bedingung des Zwangs, immer größeren Profit machen zu wollen.

Im folgenden geht es darum, was gemeinsame Ökonomie auf der Produktionsebene bedeutet und inwieweit sich diese von der herkömmlichen Wirtschaftsweise unterscheidet.

„Hefe im Teig“ statt „Insel im Meer“ des Kapitalismus Selbstbestimmt arbeiten

Ausdrücklich wird im Grundsatzpapier der Kommune Niederkauungen (geschrieben 1983/84 in der Vorbereitungsphase) darauf hingewiesen, daß es notwendig ist, selbst zu produzieren:

„Wir leben in einer Dienstleistungsgesellschaft, die aus Profitgründen die Produktion immer mehr in Billiglohnländer verlegt. Natürlich

können wir Nahrung und Dienstleistungen auch ... außen kaufen. Doch damit würden wir die Arbeitsteilung des Systems genau wiederholen, die bisher erfahrene Entfremdung weiter erfahren. In einem sinnvollen Projekt müssen jedoch Produktionsbereiche vorhanden sein, die Grundbedürfnisse in ökonomisch/ökologischer Weise befriedigen..." (Grundsatzpapier S. 9)

In diesem Zitat deutet sich die Wichtigkeit an, die Arbeit für die Kommune Niederkäufungen hat: Sie ist Mittel zur Aneignung der eigenen Lebensumstände. Die Gemeinschaft hat das Ziel, in allen Bereichen menschlicher Grundbedürfnisse tätig zu werden. Als Grundbedürfnisse werden verstanden: Nahrung, Gesundheit, Wohnen und Selbstentfaltung/Bildung. Welche Ideen dazu bestanden, verdeutlicht das Schaubild, das dem Grundsatzpapier der Kommune von 1984 entnommen ist.

In dem Zitat wird auch der Arbeitsbegriff deutlich, der der Kommune in Käufungen zugrunde liegt. Spirituelle oder therapeutische Gemeinschaften sehen Arbeit oft als ein notwendiges Übel an, die Mittel zu beschaffen, um sich Persönlichkeitsentwicklung leisten zu können. Vor diesem Hintergrund spielt es dann keine Rolle, ob zur Geldbeschaffung Discos (Sannyasin's) oder Immobiliengeschäfte (AAO-Kommune) betrieben werden. Die Arbeit wird zum Job.

Demgegenüber soll in Käufungen die Arbeit selbst ein Mittel zur Selbstverwirklichung sein. Es wird versucht, Arbeit weniger entfremdet zu betreiben als es gesellschaftlich üblich ist. Arbeit wird als notwendiger Bestandteil der menschlichen Existenz gesehen. Das ist die Triebkraft dafür, die Arbeitsweise ebenso wie Produkte und Dienstleistungen soweit wie möglich selbst zu bestimmen.

Das Konzept unterscheidet sich von Selbstversorgungsentwürfen, die vor allem Landprojekten zugrunde liegen. Diese beziehen sich in der Regel nur darauf, die Nahrungserzeugung wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Nicht selten ist dieses Ziel auch verbunden mit großen Illusionen darüber, wieviel Arbeit es bedeutet, Nahrungsmittel anzubauen und wie gering der Tauschwert der zum Verkauf erzeugten Lebensmittel ist (s.u.). Das Ziel (Nahrungsmittel)Selbstversorgung wird nur dann erreicht, wenn eine andere lukrative Einnahmequelle die Geldmittel erbringt, die zum Leben in einer hochindustrialisierten Gesellschaft notwendig sind.

Im Konzept der Kommune Niederkäufungen wird der Anspruch „Selbstversorgung“ einerseits nicht auf Nahrungsmittel eingeeengt. Angestrebt ist eine möglichst weitgehende Versorgung mit allen Gütern des täglichen Bedarfs: Möbel, Wohnraum, Kleidung, aber auch geistige Nahrung, sprich: Bildung.

Dabei wird nicht davon ausgegangen, daß irgendwann alles selbst hergestellt werden soll, was benötigt wird. Vielmehr wird die Kom-

mune als ein Glied in einer Kette regionalen Wirtschaftens begriffen. Dies zeigte sich u.a. im Umgang mit M's Wunsch, Brot für den Eigenbedarf backen zu wollen. Seinem Argument, damit würde die Selbstversorgung weiterentwickelt, wurde entgegengehalten: „Es gibt in der Region zwei Bäckereien, die selbstverwaltet Brot in guter Qualität herstellen. Es kann kein Ziel der Kommune sein, autark/unabhängig zu werden, also eine Insel im Meer des Kapitalismus zu bilden. Dies ist angesichts der vielen Produkte, die wir nie selbst werden herstellen können, aber benötigen, nicht zu verwirklichen. Zudem ist es auch nicht anstrengenswert, weil es uns in unserem gesellschaftlichen Umfeld isoliert.“ Der Tausch von Arbeitsprodukten, das wurde in der Diskussion deutlich, wurde auch als wichtiger Bestandteil der regionalen Integration gesehen.

Kollektiv arbeiten

Selbstbestimmt arbeiten heißt in der Kommune Niederkaufungen in der Regel: kollektiv arbeiten, d.h. mit mehreren Personen einen Betrieb (in der Kommune Arbeitsbereich genannt) gleichberechtigt, also ohne Chef, zu betreiben. Das ist nicht einfach. In Kaufungen gibt es kaum einen Arbeitsbereich, in dem im Laufe der Jahre nicht massive Probleme dabei auftauchten, eine kollektive Arbeitsweise, die alle richtig finden, zu praktizieren:

- Die Landwirtschaftsgruppe hat sich nach der ersten Saison gespalten.
- Die Schreinerei wuchs innerhalb von einem Jahr von 2 auf 8 Leute und schrumpfte dann wieder auf 4, weil das zwischenmenschliche Zusammenwachsen mit dem Wachstum des Arbeitsbereiches nicht Schritt hielt.
- Die Verständigungsschwierigkeiten in der Baufirma waren in der Kommune ein Dauerbrenner.
- Architekt und Architektin konnten nicht zusammenarbeiten, so daß die Architektin außerhalb arbeitete.

Die Problemstellung bei der gemeinsamen Ökonomie in der Produktion ist vergleichbar der in der Konsumsphäre: Wie kann es gelingen, gleichberechtigt zusammenzuarbeiten, ohne die Unterschiede und Eigenarten der Individuen zu leugnen.

Zentrale Stichworte in diesem Zusammenhang sind :

Kompetenz und Verantwortung ...

In jedes Kollektiv werden unterschiedliche Kompetenzen eingebracht. Es gibt das Bedürfnis der AnfängerInnen, selbstbestimmt zu lernen. Es gibt die Erfahrungen der Fachmenschen, die sich aber nicht

decken. Kurz: es gibt unterschiedliche Kompetenzen. Diese müssen geklärt werden. Im Arbeitsalltag werden sie nicht selten ausgekämpft. Bei der Isolierung einer Wohnhausfassade mit Holz und Isoflock – der ersten großen Baumaßnahme in Kaufungen – gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen Handwerkern der Kommune und reisenden Gesellen z.B. über die Länge der zu verwendenden Schrauben. Alle Auseinandersetzungen darüber und über andere Probleme wurden in der gesamten Handwerkergruppe mehr oder weniger erbittert geführt.

Diese und andere Kompetenzstreitigkeiten führten dazu, daß die Sanierung des Tagungshauses, dem nächsten großen Bauprojekt der Kommune, anders organisiert wurde. Hier wurden von Beginn an Zuständigkeiten an bestimmte Personen übertragen für Dach, Fassade und Innenausbau, was zwei Zimmer betraf. Während die Bauleitung für Dach und Fassade bei Handwerkern lag, wurde die Leitung für den Innenausbau einem Mitglied der Tagungshausgruppe übertragen, das selbst keine fachliche Kompetenz hatte. Seine Entscheidungen traf es nach Rücksprache mit verschiedenen Fachleuten. Jeder Fachmensch brachte sein Wissen mit dem Ziel ein, den Laien von der Richtigkeit des eigenen Vorschlages zu überzeugen. Der Laie entschied sich dann für das, was ihm richtig schien. Dieses Zusammenspiel von Fachleuten und Laie klappte zu unserer Überraschung sehr gut.

In herkömmlichen Arbeitsprozessen ist das Bestreben, Fachkompetenz und Verantwortung zu verbinden: Nur wer fachliche Kompetenz besitzt, soll Verantwortung bekommen. Das Beispiel zeigt, daß auch andere Vorgehensweisen Erfolg haben können.

Das Beispiel zeigt weiter: Arbeitsprozesse lassen sich nur dann sinnvoll organisieren, wenn Verantwortung übernommen wird. Nur dadurch, daß der Laie die Verantwortung übernahm, Entscheidungen zu treffen, war das Arbeitsergebnis zufriedenstellend. Er konnte die Verantwortung allerdings nur übernehmen, weil ihm die Kompetenz der Fachleute ohne Einschränkung zur Verfügung stand. Das war begründet durch das gleiche Interesse aller Beteiligten, den Innenausbau fachlich und arbeitsorganisatorisch optimal durchzuführen. Wichtig war, daß alle Beteiligten dieser Entscheidungsstrukturierung vorab zugestimmt hatten. So gab es keine Kompetenzstreitigkeiten, als der Laie Fachleuten sagte, was zu tun sei. Das Beispiel kann – auch wenn es häufig nicht übertragbar sein mag – dazu anregen, die Selbstverständlichkeit, mit der Kompetenz und Verantwortung zusammen gesehen werden, in Frage zu stellen.

... Informationsfluß ...

Verantwortung und kompetentes Handeln im Kollektiv braucht Informationsfluß. In hierarchisch organisierten Betrieben geht der Infor-

mationsfluß von oben nach unten. Außerdem wird er nach unten immer dünner. Informationsgefälle sichert Hierarchie.

Umgekehrt kommt es im Kollektiv darauf an, Strukturen zu schaffen, die allseitige Information ermöglichen.

Zettelkasten, durchdachte Ablagesysteme, regelmäßige gemeinsame Teepausen... das alles kann Informationsflüsse, die kollektives Arbeiten überhaupt erst möglich machen, befördern. Sie sorgen dafür, daß verantwortliches und kompetentes Handeln nach innen und außen ermöglicht wird.

... Anerkennung

Meiner Wahrnehmung nach wird in Kaufungen zu wenig gelobt. Die Anerkennung, die ausgesprochen oder anders gezeigt wird, steht in krassem Mißverhältnis zu dem, was alles getan wird. Das Engagement aller wird viel zu selbstverständlich vorausgesetzt. Das ist es nicht, und das sollte sich in Lob, Anerkennung und Freude ausdrücken.

Je größer eine Gruppe ist, desto größer ist anscheinend die Gefahr, daß 30 Leute, die das Streichen von fünf Außentüren gut finden, nichts sagen, statt dessen aber die zwei, die die Türen lieber rot bzw. grün statt weiß gestrichen sähen, mit ihrer Kritik nicht hinter dem Berg halten, auch wenn sie damit das Streichen ausdrücklich nicht verhindern wollen. Sowas kann die Schaffensfreude dämpfen und der Lust, die Initiative und damit Verantwortung zu ergreifen, die Luft nehmen.

Gerade in selbstbestimmten Arbeitszusammenhängen ergibt sich die Zufriedenheit bei der Arbeit nicht aus der Höhe des Gehaltes, sondern aus der Sinnhaftigkeit des Produktes oder Angebotes, aus den Arbeitsbedingungen (Arbeitsplatzgestaltung, flexible Arbeitszeitgestaltung ...) und aus dem Arbeitsklima. Für alles, insbesondere aber auch für das Arbeitsklima sind alle (mit)verantwortlich. Eine Möglichkeit, diese Verantwortung wahrzunehmen ist es, seine Freude über das Tun anderer auszudrücken.

„Rund und gut statt quadratisch und schlecht“ Sinnvolle Produkte und Dienstleistungen

In der Kommune Niederkaufungen werden die Ansprüche an Produkte und an die Produktionsweise in zwei Grundsätzen formuliert:

Es sollen in den Betrieben der Kommune sozial und ökologisch verträgliche Produkte und Dienstleistungen hergestellt bzw. angeboten werden, und außerdem soll in den Betrieben kollektiv gearbeitet werden.

Die Umsetzung dieser Konzeption hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung der herrschenden Wirtschaftsweise:

In der Kommune bildet sich der gesellschaftliche Umgang mit der Befriedigung von Grundbedürfnissen ab. Am deutlichsten zeigt sich das bei der Nahrungsmittelproduktion.

In unserem Wirtschaftssystem ist die Lebensmittelproduktion wie jede andere profitorientiert, d.h. es kommt darauf an, die Produktion immer gewinnträglicher zu gestalten. Das geschieht z.B. durch Rationalisierung (etwa durch Maschineneinsatz im Ackerbau) oder durch Optimierung des Einsatzes von Produktionsmitteln. Dahinter verbirgt sich u.a. – Schweine, Rinder etc. werden nur noch als Fleischproduzenten gesehen – die computergesteuerte Nahrungszufuhr orientiert an der optimalen Umsetzung von zugeführter Nahrung in Fleisch. Der Preis für diese profitable Massenproduktion ist die Anwendung von Antibiotika, Pestiziden etc. zur Abwehr aller Arten von Bedrohung der Massenproduktion.

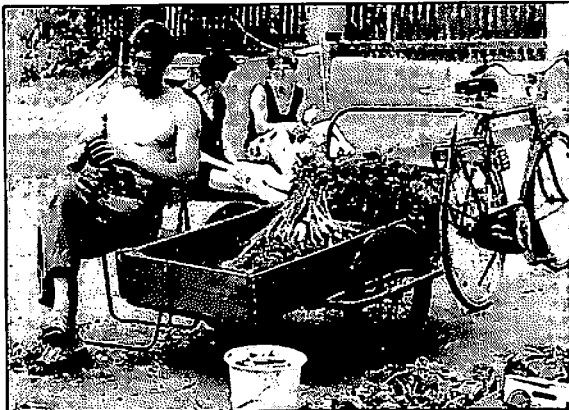


Foto: E. Poschmann

Das Ergebnis ist bekannt: billige, aber vergiftete Lebensmittel, verdichtete Böden, verseuchtes Grundwasser,...

Ökologisch verträgliche Produktion von Nahrungsmitteln, so wie sie in Kaufungen u.a. praktiziert wird, ist wesentlich aufwendiger, in der Sprache des Marktes ausgedrückt: unrentabler.

Die Auswirkungen auf die Arbeitsbereichsmitglieder: ein kaum aufzulösendes Dilemma. Die ökologisch verträgliche Produktion kann nicht zu sozial verträglichen Preisen auf dem Markt angeboten werden. Bei den ArbeiterInnen in der Landwirtschaft führte das zum Unmut darüber, daß vor allem LehrerInnen, Architekten/innen etc. sich die ökologische Nahrung leisten konnten. Umgekehrt rüttelt eine Verbilligung der Waren am eigenen Selbstwertgefühl. Am Jahresende ist der Verdienst des Arbeitsbereiches noch geringer.

Das Konzept, in allen Bereichen menschlicher Grundbedürfnisse tätig zu sein, führt dazu, die Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise am eigenen Leib zu spüren:

Positiv in Form der gesunden, schmackhaften, selbst erzeugten Lebensmittel, weniger giftige Baustoffe ... Negativ in der geringen Bewertung der eigenen Arbeit, soweit sie sich in Marktpreisen ausdrückt.

Die sinnliche Wahrnehmung der kapitalistischen Produktionsweise hat Auswirkungen auf die Umsetzung der dargestellten Konzeption. Am Landwirtschaftsbeispiel wird das Grunddilemma deutlich, das bei der Umsetzung der formulierten Ansprüche nicht aufzuheben ist:

Eine ökologische Produktionsweise ist in unserem Wirtschaftssystem nicht sozial verträglich mit Hilfe von Geld zu tauschen, sie läuft kapitalistischen Prinzipien zuwider.

Umgekehrt können Produkte, die zu sozial verträglichen Preisen angeboten werden, in der Regel nicht ökologisch produziert worden sein.

In der Praxis der Kommunebetriebe haben sich verschiedene Umgangsformen mit diesem Dilemma ergeben:



Foto: E. Poschmann

* Die Baufirma machte als ersten Auftrag mit Billigung der Kommune die Sanierung eines Mietshauses und schuf damit die Grundlage zur Umwandlung des Mietwohnraumes in Eigentumswohnungen. Eine ganz und gar nicht sozial verträgliche Tätigkeit. Darüberhinaus konnten bei der Sanierung noch nicht einmal ökologische Mindeststandards dem Bauherren gegenüber durchgesetzt werden.

Auch der ökologisch sinnvolle Einbau von Regenwassersammelanlagen, auf den sich die Baufirma spezialisiert hatte, konnte zunächst ausschließlich in Einfamilienhäusern vorgenommen werden. Über Kontakte u.a. zu Architekten und durch die nachgewiesene Kompetenz gelang es in Einzelfällen, auch Wohnungsbaugenossen-schaften vom Einbau dieser Anlagen in Mietwohnungen zu überzeugen.

* In der Schreinerei wird versucht, höhere Preise von gutsituierten Kunden/innen zu bekommen, um damit Preisnachlässe bei weniger gut gestellten Kunden/innen geben zu können. Diese Vorgehensweise hat, wie man sich vorstellen kann, ihre Grenzen durch Vergleichsangebote anderer Schreinereien.

Wichtiger scheint mir der Versuch der Einflußnahme auf die Konsumgewohnheiten der Kundschaft zu sein. Die Schreinerei versucht deutlich zu machen, daß der Kauf von Vollholzmöbeln zwar in der Anschaffung teurer ist als z.B. Elch-Produkte. Wenn ein Kunde sich aber davon löst, sich 4 – 6 mal im Leben neue Möbel zu kaufen, um statt dessen die nach eigenen Vorstellungen gefertigten Möbelstücke ein Leben lang zu nutzen, dann ist der Kauf dieser Gebrauchsgegenstände nicht nur ökologisch sinnvoller – es werden weniger Rohstoffe verbraucht – sondern auch preiswerter.

* In der Kindertagesstätte wird ein dem Sozialverträglichkeits-Anspruch verpflichtetes integratives Konzept mit behinderten und nicht behinderten Kindern durch staatliche Zuschüsse teilfinanziert.

Hier ist ein Problem angesprochen, das stärkere Emotionen hervorrufen kann: Staatsknete. Ist staatliches Geld grundsätzlich schmutzig, weil es vom Staat kommt?

Ich habe dazu eine pragmatische Haltung: Ich habe keine Skrupel, zur Aufbaufinanzierung Arbeitslosengeld oder -hilfe zu beziehen oder aus dem gleichen Grund ABM-Stellen einzurichten. Ich sehe, daß Projekte wie unsere auf diese Art Anschubfinanzierung in der Regel angewiesen sind, weil sie an andere Förderungstöpfe nicht herankommen. Ich sehe das als Ausgleich für dieses Faktum. Gefährlich ist es meiner Meinung nach, diese Finanzierung laufend mit einzuplanen. Dazu ist sie zu unverlässlich und schafft unnötige Abhängigkeiten vom Staat. Er kann auch mit der Streichung von Subventionen drohen, um Wohlfürhalten zu erzwingen, oder einfach durch Streichung das ganze Projekt gefährden.

Für mich war es wichtig zu merken, daß der Anteil staatlicher Gelder am Gesamteinkommen ständig fällt von anfangs 100% auf zuletzt ca. 20%. Nur so ist zu vermeiden, daß die Gruppe auf die Gelder angewiesen ist.

Etwas anderes sind für mich die staatlichen Zuschüsse zur Kindertagesstätte. Hier nimmt der Staat seine Fürsorgepflicht wahr. Er nimmt eine Umverteilung von Lasten vor, indem er Zuschüsse für Kindertagesstättenplätze zahlt, damit der Besuch von Eltern überhaupt bezahlt werden kann. Für mich ist es ein Anliegen, hier die Staatszuschüsse zu bekommen. Sie sind für mich Ausdruck einer Gleichbehandlung, die Gemeinschaftsprojekten und deren Arbeit gegenüber alles andere als selbstverständlich ist. In Kaufungen wurde um diese Gleichbehandlung jahrelang gerungen, bis sie schließlich 1994 erreicht wurde.

Die Beispiele zeigen, wie schwer es ist, „Grundbedürfnisse in ökonomisch/ökologisch sinnvoller Weise zu befriedigen.“ (s.o.) Es muß bei jedem Produkt, jeder Dienstleistung überlegt werden, wie der persönliche und gesellschaftliche Nutzen vermittelt werden kann.

Die Beispiele deuten an, daß grundsätzlich sinnvolle Produkte und Dienstleistungen herzustellen bzw. anzubieten sind und daß sie eine Chance haben, sich gegen andere durchzusetzen.

„Menschen statt Moneten“ Qualitatives Wachstum

In der Form solidarischen Wirtschaftens, wie sie in der Kommune Niederkaufungen praktiziert wird, ist der Zwang zum quantitativen Wachstum, so wie er für die kapitalistische Produktionsweise typisch

ist, weniger ausgeprägt. Das läßt sich aus Freiräumen erklären, die sich die Kommune durch ihre Wirtschaftsweise selbst geschaffen hat.

Das gemeinsame Wirtschaften ermöglicht in einer großen Gruppe eine günstige Versorgung: Nicht selbst produzierte Lebensmittel werden im Großhandel gekauft; die optimale Nutzung der Autos führt da-

**Wer will meine geschenkten
neuen Birkenstöcker haben?
Größe 43?**

Ich vielleicht, R.

Ich auch, G.

Ich auch, U.

Ich auch, Sv.

Nein, ich! Ro.

**Sie sind mir zwar zu groß,
aber wenn die Nachfrage so
groß ist, will ich sie auch. P.**

Niederkaufunger Mitteilungsrolle

zu, daß das Verhältnis Autonutzer : Autos wesentlich günstiger ist (z.Zt. 7:1) als im Durchschnitt der BRD (2,5:1); der Abtrag für Kauf und Erhalt der Gebäude ist äußerst gering (ca. 250,- DM pro Erwachsener) im Vergleich zu heute üblichen Mieten etc.

Nicht zuletzt führt eine effektive Organisation der sogenannten reproduktiven Tätigkeiten dazu, daß Arbeitskräfte nicht unnötig und ungewollt an Kinder und Herd gebunden werden. Das tägliche Essen für über 50 Personen wird von drei Menschen gekocht, die Kinder bis 6 Jahre gehen bis 14 Uhr in die eige-

ne Kindertagesstätte. In beiden Bereichen arbeiten Menschen, die diese Tätigkeit zu ihrer Arbeit gemacht haben.

Dies alles sorgt im Zusammenspiel dafür, daß ökonomischer Zwang, die Produktion auszuweiten, nicht so wirksam ist, wie in weniger gemeinschaftlich wirtschaftenden Einheiten, auch wenn die Notwendigkeit besteht, das Auskommen für alle zu erwirtschaften. Ein Wachstumsproblem – allerdings kein profitorientiertes – besteht in der Notwendigkeit, neue Leute in bestehende Arbeitsbereiche zu integrieren. Die Erfahrung hat gezeigt, daß schnelles Wachstum hierbei bedrohlich ist, weil es schnell zu menschlichen Überforderungen kommt. Die Erweiterung eines Arbeitsbereiches richtet sich in der Regel nach den menschlichen Notwendigkeiten. Daraus folgt, daß die Produktion daran orientiert wird, was mit den vorhandenen Arbeitskräften und den vorhandenen Kenntnissen leistbar ist, und nicht nach der steigenden Nachfrage am Markt, durch deren Befriedigung herkömmliche Betriebe zusätzliche Profite erwirtschaften.

Es ist dann nur konsequent, Lohnarbeitsverhältnisse mit Nichtkommunarden/innen, etwa zur Abwicklung größerer Aufträge, aus den genannten grundsätzlichen Erwägungen abzulehnen. Es wäre paradox innerhalb der Kommune mit der Aufhebung entfremdender Arbeit zu experimentieren, diese aber von anderen einzukaufen. Zu befürchten ist ein Interessengegensatz zwischen Kommunarden/innen und LohnempfängerInnen, denen es verständlicherweise in erster Linie um den Lohn geht und weniger um die Produktionsweise.

Zusammenfassung

Die Beispiele zeigen die Möglichkeiten des Versuchs nicht kapitalistischen Wirtschaftens in der Produktion: Unter günstigen Voraussetzungen, die durch gemeinsame Ökonomie selbst geschaffen werden können und müssen, lassen sich Erfahrungen nicht kapitalistischen Produzierens machen:

Die Produktionsweise läßt sich ändern: Die Arbeit kann mit weniger Hierarchie organisiert werden. Die Entscheidung über die Arbeitszeit und die Arbeitsintensität, aber auch über die Qualifizierung der Arbeitenden kann in größerem Maße selbst bestimmt werden als es in vergleichbaren Betrieben der Fall ist. Damit kann erreicht werden, daß die Erfahrung von weniger entfremdeter Arbeit gemacht wird. Arbeit wird dadurch mehr zum Baustein einer sinnvollen menschlichen Existenz und weniger Mittel zum Zweck: Geld zu verdienen zum Lebensunterhalt.

Dennoch sind die Kommunebetriebe Teil des kapitalistischen Umfeldes, in dem sie arbeiten. Das sorgt dafür, daß die Entfremdung bei der Arbeit nicht grundsätzlich aufgehoben ist. Vielmehr wird in der Arbeitspraxis erfahrbar, was es heißen mag, nicht entfremdet zu arbeiten. Diese Feststellung trifft auch auf die Produktionsweise zu. Die Arbeit im Kollektiv schafft einen Rahmen, der es jeder Person ermöglicht, seine Interessen daran, was wie für wen produziert wird einzubringen. Daß das im Alltag nicht so einfach ist, kann an dieser Stelle nur nochmal wieder betont werden.

Eine Folge der beschriebenen Herangehensweise an Arbeit ist die Aufweichung der üblicherweise exakt bestimmbar Grenze zwischen Arbeit und Freizeit. In herkömmlichen Arbeitsverhältnissen – sieht man von den aufs Ganze bezogen sehr wenigen verantwortlichen Tätigkeiten ab – wird die Unzufriedenheit mit der Arbeit u.a. dadurch kompensiert, daß sie nur als unumgänglicher Zeitraum zwischen Feierabenden, Wochenenden und Urlauben angesehen wird. Sie hat keinen Wert an sich.

In selbstbestimmteren Arbeitsprozessen ist das anders. Es soll hier nicht behauptet werden, daß selbstbestimmte Arbeit nicht mehr anstrengend, aufreibend und auch frustrierend sein kann. Nur: ich bin in sie einbezogen, bin mitverantwortlich. Heraus kommt in der Regel ein anderes Arbeiten, was häufig den Beteiligten kaum noch auffällt. Außenstehenden aber mitunter um so deutlicher.

Als Aushilfe in der Baufirma – der Arbeitsort war ein Mietshaus – bekam ich das mit. Ein Mieter erzählte: „Ich beobachte Euch schon ein paar Tage. Bei Euch läuft das anders als bei den Handwerkern, die ich bisher kennengelernt habe. Dort wird nur richtig gearbeitet, wenn je-

mand Druck macht. Bei euch weiß anscheinend jeder, was zu tun ist und macht es."

Wenn Arbeit einen Wert an sich hat, verliert die Freizeit ihren Entschädigungscharakter. Auch sie hat – im Idealfall – ihren Wert in sich, durch das, was ich tue. Wenn die Arbeit monoton ist, muß die Freizeit mit immer neuen Reizen ausgefüllt sein.

Ist die Arbeit befriedigender, dann hat die arbeitsfreie Zeit die Funktion, die Teile meiner Interessen ausleben zu können, die in der Arbeit nicht angesprochen werden. Im Resultat mögen dabei teilweise ähnliche Tätigkeiten herauskommen wie bei Leuten aus herkömmlichen Betrieben. Der Unterschied besteht in der Motivation: Einmal ist das Motiv Kompensation und Regeneration, das andere Mal Komplettierung der Entfaltungsmöglichkeiten.

Der größte Unterschied zwischen herkömmlicher und gemeinschaftlicher Wirtschaftsweise in der Produktion liegt – wie deutlich geworden ist – in der Arbeitsweise. Dennoch soll nicht vergessen werden: Es lassen sich Produkte herstellen, die sinnvoll sind und für die keine Bedürfnisse durch Werbung herbeigeredet werden müssen. Produkte, die zudem ökologischen Notwendigkeiten wie geringem Rohstoffverbrauch und geringere Schädlichkeit entsprechen. Leider führt diese Qualität im Kapitalismus nicht automatisch zum Kauf und Gebrauch dieser Produkte. Oft fehlt es an Verkaufswegen, damit sich solche Produkte gegenüber schlechteren durchsetzen können. Allerdings gibt es auch die positiven Beispiele der beiden gemeinschaftlich wirtschaftenden Schäfereibetriebe „Finkhof“ und „Reinighof“, die inzwischen über Versandhandel einen Großteil ihrer, aber auch anderer, Produkte direkt an den/die KäuferIn bringen.

Ausblick: Gemeinschaftlich wirtschaften – weltweit

Ich habe versucht, die Idee gemeinschaftlichen Wirtschaftens und die Erfahrungen, die damit gemacht wurden, als Gegenentwurf zur kapitalistischen Wirtschaftsweise vorzustellen und nahezubringen.

Die Frage ist, welchen Einfluß diese Form des Wirtschaftens auf die kapitalistische haben kann.

Der wichtigste Einfluß, den die verschiedenen praktischen Umsetzungsversuche gemeinschaftlichen Wirtschaftens haben, ist meiner Meinung nach das Beispiel, das sie geben. So wird etwa gezeigt, daß eine Grundweisheit kapitalistischen Wirtschaftens: produktive Arbeit braucht hierarchische Strukturen" kein „Naturgesetz" ist.

Neuerdings spricht man in der Managementschulung gerne von „abgeflachten Hierarchien". Ziel dieser Neustrukturierung ist allerdings nicht die Abschaffung der Hierarchie, sondern die Effektivierung der Arbeit, die Erhöhung der Produktivität. Meiner Meinung

nach ein Hinweis darauf, daß der hemmende Einfluß von hierarchischen Strukturen in Wirtschaftskreisen durchaus bekannt ist. Nur kann er nicht aufgelöst werden, ohne damit auch andere Merkmale des Kapitalismus wie Ausbeutung von Arbeitskraft, Profit, Wachstum etc. in Frage zu stellen.

Praktizierte Formen gemeinschaftlichen Wirtschaftens sind da ein kleiner Stachel im zur Zeit allerdings scheinbar dicken Fell des Kapitalismus.

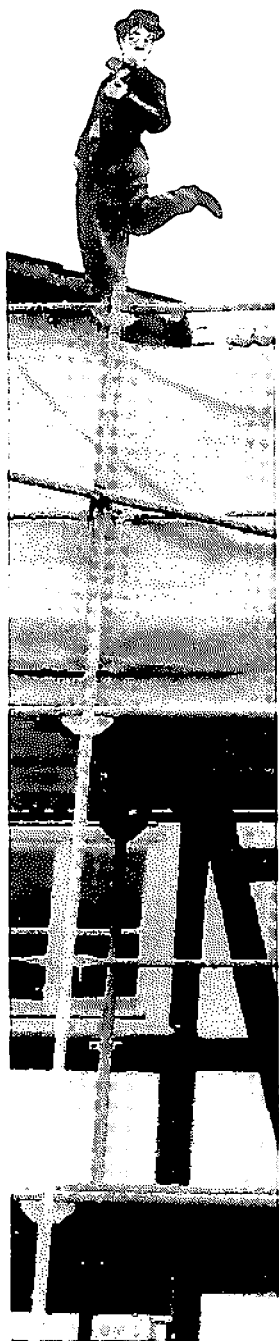
Nicht unerheblich ist es auch, daß Versuche gemeinschaftlichen Wirtschaftens ein Übungsfeld darstellen. In einer Gesellschaft, in der Individualität immer mehr propagiert wird, was Vereinzelung nach sich zieht, ist das eine weitere Funktion. Die Fähigkeit, sich solidarisch verhalten zu können, wird immer weniger ausgebildet. Sie geht immer mehr verloren und muß neu eingeübt werden. Wo kann das besser passieren als im praktischen Versuch?

Eher offensichtlich sind die Grenzen der beschriebenen Formen gemeinschaftlichen Wirtschaftens. Bisher wurde vor allem in nationalem Rahmen der Versuch unternommen, das kapitalistische System in seiner Struktur umzuwälzen. Das war z.B. 1973 in Chile oder 1979ff in Nicaragua der Fall. Fast überall dort, wo dieser Versuch bisher gemacht wurde, hat sich das kapitalistische System mit Gewalt an der Macht gehalten

Mir scheint es offenkundig, daß die thematisierte gemeinschaftliche Wirtschaftsweise hier erheblich weniger Einfluß hat als in den erwähnten Ländern. Von daher sind meiner Meinung nach solidarische Wirtschaftsweisen in kleinen Einheiten auch bei größerer Verbreitung nicht in der Lage, eine grundlegende Änderung des herrschenden Wirtschaftssystems herbeizuführen.

Es ist sicher kein Zufall, daß die Versuche der Systemveränderung fast ausschließlich in Afrika, Asien oder Lateinamerika, also im Trikont, gemacht wurden. Dort sind die katastrophalen Auswirkungen kapitalistischen Wirtschaftens tagtäglich am wachsenden Elend unausweichlich festzustellen.

Der Text ist demgegenüber vor dem Hintergrund einer hochindustrialisierten Gesellschaft entstanden. Das ist der unumgängliche Ausgangspunkt. Der Autor lebt hier ebenso wie die LeserInnen. Der Ausgangspunkt ist der eines Weißen, dessen Wahrnehmung durch seine privilegierten Lebensumstände geprägt sind. Am Anfang wurde darauf hingewiesen, daß in der entwicklungstheoretischen Diskussion schon lange nicht mehr davon ausgegangen wird, die sogenannten Entwicklungsländer an das Lebensstandardniveau der Industrieländer heranzuführen. Es geht darum, welcher Lebensstandard ist weltweit erreichbar, ohne die Rohstoffe der Welt zu erschöpfen und die Welt anderweitig zu ruinieren.



Mir ist deutlich geworden, daß ich in Kaufungen in diesem Punkt zu selbstgefällig war. Mich hat das, was wir dort geschafft haben, beruhigt. Schließlich waren wir ökologisch und vom Lebensentwurf her konsequenter, so schien es, als andere. Es ist richtig, daß dort weniger Rohstoffe, weniger Energie, weniger Gift pro Kopf verbraucht wird als anderswo. Unser Lebensstandard hat sich aber nicht verändert. Die Einsparungen waren Ergebnisse des solidarischen Wirtschaftens, das eben auch effektiver ist. Die Frage ist für mich immer mehr: Wie kann der Gegensatz zwischen gemeinschaftlichem Anspruch im Kleinen und der privilegierten Situation, in der wir aufs Ganze bezogen leben, aufgelöst werden.

Das Kriterium zur Beurteilung solidarischen Wirtschaftens, das für mich vor diesem Hintergrund immer wichtiger wird, ist die Antwort auf die Frage:

Ist meine Wirtschaftsweise als Weltmaßstab geeignet? Von der Bejahung dieser Frage sind nach meiner Kenntnis alle Projekte in der BRD weit entfernt.

Mich hat es beeindruckt wie unspektakulär Henning über den Lebensstandard in seiner Gemeinschaft schreibt:

„Unser durchschnittliches Finanzlevel dürfte sich so ungefähr auf der Höhe des Weltdurchschnittseinkommens bewegen (ich glaube das sind derzeit 160,- DM). Damit kann man hier ganz gut auskommen. Vielleicht kommt das Gefühl von Wohlstand und Luxus, das wir oft empfinden, nur daher, daß es letztes Jahr alles noch viel primitiver war – subjektiv haben wir wohl alle hier das Gefühl gut zu leben.“

„160,- DM pro Person und Monat“ – da kam bei mir erstmal Panik auf! So kann ich nicht leben! Und übertragbar auf eine Gemeinschaft in der BRD ist es schon lange nicht, geschweige denn auf die bundesrepublikanische Gesellschaft...!

Innere Kämpfe, um die Konsequenzen abzuwehren, die sich aus der Anwendung des Maßstabes „durchschnittlicher Weltlebensstandard“ auf „gemeinschaftliches Wirtschaften“ ergeben.

Nun kann an dieser Stelle natürlich wieder darauf verwiesen werden: „Die Gemeinschaften haben nicht die Macht, den Kapitalismus...“ Das ist mir zu einfach.

Ich glaube, daß „Gemeinschaftlich wirtschaften – weltweit“ zunächst einmal in der eigenen Gemeinschaft als von allen angestrebtes Ziel verankert werden kann. Daraus werden sich, wenn es passiert und ernsthaft verfolgt wird – davon bin ich überzeugt – Handlungsmöglichkeiten ergeben, diesem Ziel näher zu kommen:

Sei es, daß man beschließt, den Lebensstandard in kleinen Schritten zu senken.

Sei es, daß man als Gemeinschaft mit Gemeinschaften im Trikont kooperiert (wie es die Finkhofgenossenschaft mit Gruppen in Nicaragua macht).

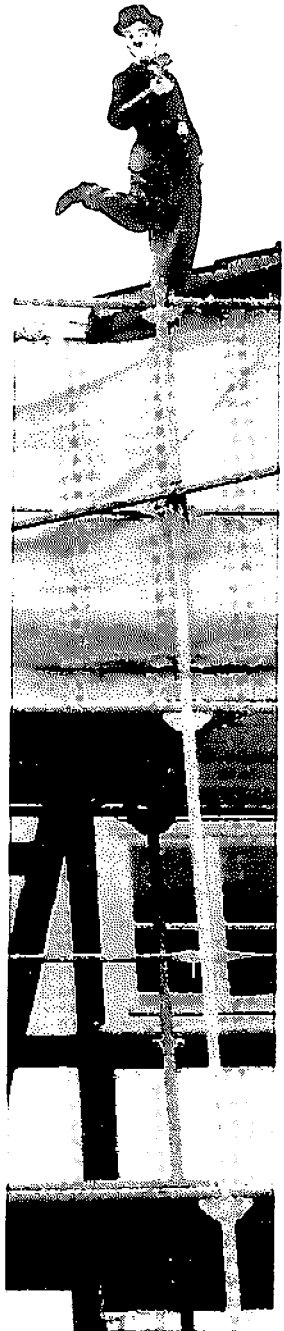
Sei es, daß man Transferzahlungen organisiert, z.B. die Überschüsse aus der Lebensstandardsenkung oder die Weitergabe von Erbschaften in den Trikont (was in Kaufungen von einzelnen diskutiert wurde).

Sei es, daß als erster Schritt ein Teil des Einkommens – in Kaufungen z.Zt. 2000,- DM monatlich – für Unterstützung von Projekten im Trikont regelmäßig abzweigt. Sei es, ...

Für mich ist es wichtig, feststellen zu können, daß – wenn auch in kleinen Schritten – mein Lebensstandard weltmaßstabtauglich wird.

Zugegeben: Das alles wird den Kapitalismus nicht in eine schwere Krise stürzen. Vielleicht kommt diese aber schneller als man/frau sich das jetzt vorstellen kann: Wer hätte 1967 gedacht, daß der Schah so schnell (1978) von seinem high-tech-Westwaffen-bewachten Pfauenthron vertrieben wird? Auch die Beseitigung der Somoza-Diktatur kann ein Beispiel dafür sein, wie schnell sich Dinge wenden können. Von dem Zusammenbruch des „realen“ (verbalen) Sozialismus ganz zu schweigen ...

Ist es da nicht gut, auf Fähigkeiten zurückgreifen zu können, die schon im alten System erlernt worden sind? So war es nach meiner Kenntnis in



Nicaragua: Nach dem Sturz der Somozadiktatur beteiligte sich Ernesto Cardenal, Mitbegründer einer Lebensgemeinschaft in Solentiename, einer Insel im Nicaraguasee, am Aufbau einer neuen Gesellschaft. Der Versuch war aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht erfolgreich. Dennoch kann die Vision, die Ernesto Cardenal noch zu Zeiten der Somozadespotie von einem Land hatte, „in dem die Ausbeutung abgeschafft ist“, Orientierungspunkt sein in unserem Bemühen solidari-schen, antikapitalistischen Wirtschaftens fortzufahren.

„Die Vision“ von Ernesto Cardenal soll deshalb – als Ausschnitt – am Ende dieses Beitrages stehen:

*Jeder gebe nach seinen Fähigkeiten
Jeder empfangen nach seinen Bedürfnissen
Ein System, das alle Bedürfnisse stillt
Und die Bedürfnisse
Bestimmen die Produktion
Die Kleidung wird nicht
Hergestellt, um Geld zu verdienen
sondern ist bestimmt
die Menschen zu kleiden*

GOPPINGER GESCHICHTEN

Arbeitsteilung und Arbeitsbewertung



Foto: W. Sünderhauf

Da die Arbeitsteilung Ursache für so große Übel in der Welt ist, wollen wir sie, soweit es irgend geht, aufheben. Jede/r solle grundsätzlich alle Arten von Arbeiten tun. Wir wollen die Lieblosigkeit gegenüber den von Unbekannt hergestellten Dingen, das herzlose Konsumieren, die "Entfremdung durch den Markt" nicht mitmachen. Einmal, indem wir so viel wie möglich selber herstellen, und zum Zweiten, indem wir die notwendigen Arbeiten alle abwechselnd reihum oder gemeinsam tun.

Auch andere Gemeinschaften haben selbstverständlich über diesen Punkt nachgedacht. Die Utopiaggia-Leute in Umbrien kamen zu dem Ergebnis, daß nicht die Arbeitsteilung die sozialen Unterschiede hervorbringt, sondern die unterschiedliche Bewertung der Arbeit. Diese sollte aufgehoben werden, nicht die Arbeitsteilung. Die "Umbrier" lassen es zu, daß jede/r seinen oder ihren eigenen Arbeitsbereich für sich herausfindet, das was ihm/ihr am besten von der Hand geht und am meisten Spaß macht, und sich dann auch ausschließlich um diesen Bereich kümmert. Es macht dann nichts, wenn eine/r ausschließlich Kühe und/oder Schafe versorgt, nur Käse macht oder nur den

Wald oder Garten betreut, während andere sich ausschließlich mit Papers und Publicity befassen. Die einzige Arbeit, bei der sie sich abwechseln, ist die Küchenarbeit. .

In der Kommune Lutter werden ebenfalls die Werkstätten durchgehend von Fachleuten und eingearbeiteten Leuten betreut. Der Küchentag geht reihum.

Auch uns ist klar, daß die Bewertung der Arbeit der allergische Punkt ist, nur läßt sich die verinnerlichte Bewertung, aller Erfahrung nach, nicht einfach per Beschluß abschaffen. Sie ist vorhanden, auch bei klugen Leuten. Ich denke an eine inzwischen aufgelöste Gemeinschaft in der Nähe von Nürnberg: dort waren die Männer, die Montagearbeiten außerhalb der Gemeinschaft für guten Stundenlohn übernahmen, plötzlich die Arbeiter, deren Arbeit zählte. Die Arbeit der Frauen im Garten, aus dem alle aßen, wurde quasi als deren Hobby betrachtet, das sie am besten nach Feierabend und ohne großes Aufheben tun sollten.

In Niederkaufungen soll die Gemüseanbau-Gruppe eine Zeitlang verbissen versucht haben, so wie die anderen Arbeitsgruppen, z.B. Bau-Team und Schreinerei, ihre tausend Mark pro Mensch und Monat zu erwirtschaften. Es ging nicht. Biologischer Gemüseanbau ist nun mal weniger "produktiv", und die Gruppe produzierte auch nur teilweise für den Verkauf. Es sei denn, sie hätten die besten Salate und Gemüse verkauft, anstatt sie in der eigenen Küche abzuliefern.

Wir haben an der grundsätzlichen Aufhebung der Arbeitsteilung festgehalten trotz und wegen alledem. Bewertungsgrundlage ist die Zeit. Eine Stunde Arbeit ist gleich eine Stunde Leben. D.h. eine Stunde gleich welcher Arbeit ist gleich einer Stunde Arbeit. Inhaltlich hat das seine Grenze am jeweiligen Stand und Gebrauch von Technik auf der Mühle. Insofern wir antikiert arbeiten und unser Kartoffelfeld mit der Hand hacken, häufeln und ernten, arbeiten selbstverständlich alle mit, um ein Grundnahrungsmittel gemeinsam zu gewinnen. Sobald es um spezialisiertere Arbeiten geht, müssen einige passen: ich bei Holztechnik, bei Metalltechnik und bei Elektrotechnik, andere wieder bei Text-Erstellung und Gartenarbeit. Trotzdem brachte mich der Anspruch "keine Arbeitsteilung" in meiner Entwicklung weiter. Es gab keinen Bonus dafür, irgendetwas nicht zu machen. So versuchte ich, einiges zu tun, das ich zuvor noch nie gemacht, sondern dem "männlichen" Bereich Technik zugeordnet hatte. Auch wenn der erste selbständige Ölwechsel schiefging und ich mich zunächst weit zurückgeworfen fühlte, irgendwann probierte ich es von neuem, diesmal mit mehr Erfolg. Auch wenn ich x-mal jemanden darum bat, für mich mit der ehemaligen starkstrombetriebenen Kaffeemaschine Mehl zu mahlen, irgendwann wurde es mir lästig, und ich versuchte es selber. Als die Maschine wieder einmal verstopft war, schaute ich beim

Auseinandernehmen und Reinigen zu, verlor meine Scheu, und in Zukunft werde ich mich möglicherweise selber daran wagen. Indem ich oft genug "stand by" mache, verliere ich die Angst; es sieht ja machbar aus. Schließlich traue ich mich, etwas selbst zu probieren. So gehe ich inzwischen höchst selbstverständlich mit der großen Kreissäge und mit der großen und kleinen "Flex" um. Betonieren und fast alle anderen Bauarbeiten einschließlich Vor- und Nachbereitung sind mir geläufig. Die Handkreissäge ist mir weniger vertraut; ich benutze sie zu selten und deshalb immer noch schlotternd vor Angst. Aber ich habe die Angst schon einige Male überwunden.

Die jüngeren Frauen haben ein unbefangenes Verhältnis zur Technik als ich. Sie probieren angstfrei Dinge aus, schrauben Teile ab, drücken Knöpfe. Eine von ihnen lernte ziemlich rasch das Verlegen von Elektroleitungen. Zwei andere lernten Schutzgas-Schweißen. Mit Elektrizität wußten sie ohnehin Bescheid.

Ihr werdet sagen: "Die Arbeitsteilung ist damit aber nicht aufgehoben. Die Technik bleibt an anderen, meistens männlichen Menschen hängen, auch wenn du zwischendurch zitternd die Handkreissäge in Bewegung setzt oder widerstrebend Öl oder Zündkerzen wechselst." Ja, richtig, so ist es. Jeanette meinte einmal, daß Männer in Gemeinschaften es heutzutage schwer haben. Sie haben ihre Privilegien verloren. Sie müssen die Hälfte der Hausarbeit machen, weil Gemeinschafts-Frauen sich nicht mehr allein dafür zuständig fühlen. Sie müssen aber auch nach wie vor die Autos richten und das meiste an Handwerk tun, weil wir es noch nicht können. Die moderne Form der Doppelbelastung? Da ist etwas dran, aber ganz stimmt es sicherlich nicht. Es gibt schon noch Rückfälle in die alte männlich-weibliche Rollenteilung oder Bewertung. Die Frauen drehen auch nicht Däumchen, während die Männer unterm Auto liegen.

Auch auf der Mühle hat es Fortschritte gegeben. Die traditionell als "weiblich" bezeichneten Arbeiten wie Kochen, Saubermachen, Wäschewaschen, manchmal Gartenarbeiten wurden bei uns im gleichen Umfang von den Männern übernommen, manchmal erst nach einigem Zureden. Als Markus sah, wie groß die Anerkennung für Koch oder Köchin ist, probierte er es schließlich doch mit Kartoffeln und Kräutertquark. Auch Go versuchte sich im Salatmachen und -würzen. Wie für mich Handwerk und Technik, so empfanden die meisten Männer die Küche als Erweiterung ihrer Arbeitspalette, letztlich ihres Lebens.



Foto: G. Breidenstein

Aber gelöst haben wir das Problem der Arbeitsteilung auf der Mühle noch nicht. Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen könnte in der Generation meiner Tochter aufgehoben werden, vielleicht. Aber da gibt es ja noch die zwischen "White Collar" und "Blaumann", wobei in der Gesamtgesellschaft "White Collar" sicherlich nach wie vor mehr Geld und Ansehen hat. Bei uns hat Blaumann tendenziell mehr Ansehen.

Den größten Gewinn an unserem Ziel "Aufhebung der Arbeitsteilung" sehe ich in der Bereicherung der Einzelnen und im Mitmenschlichen. Nur wer betoniert hat, kann ermessen, was es heißt, zu betonieren. Wer gebaut hat, sieht auf einen Blick, wieviel Arbeit in einem Bauwerk drinsteckt. Wer Zündkerzen erneuert oder Waschbecken abgeschmirgelt hat, weiß um die unendliche Geduld, die diese Arbeit erfordert. Wer selber mitgemischt hat, kann mitreden und verstehen.

GELITTENES LEITEN

Ein Briefwechsel über Leitung in Kommunen
von Gerhard Breidenstein und Uwe Kurzbein



Zeichnung: Martin, Lutter-Kommune

Beringhof, 12.4.1994

Lieber Uwe,

wahrscheinlich überrascht es Dich, daß ich Dir einen Brief schreibe, obwohl wir uns gerade erst vor ein paar Tagen bei der Redaktions-sitzung zum Gemeinschaftsbuch getroffen und gesprochen haben. Aber erinnerst Du Dich, daß ich in einer der Sitzungen Andeutungen machte, ich wolle vielleicht mal etwas zum Thema „Leitung in einer Gemeinschaft“ schreiben? Ich drückte mich sehr vorsichtig aus, da es sich ja in unseren alternativ-basisdemokratischen Gemeinschaftsprojekten um ein Tabu-Thema handelt. Aber ich sah in Deinen Augen so ein Aufleuchten und hatte das Gefühl, daß Dich das Thema „brennend“ interessiert. Ja klar, Du bist ja auch eine von jenen Gründer-/Initiator-Figuren, längstes und ältestes Mitglied in Deiner Kommune und in der äußerst undankbaren Rolle des „Projekt-Vaters“. Schon dieser Ausdruck ist provozierend! Ich bin in ähnlicher Situation, und da mich Tabu-Themen irgendwie anziehen, hätte ich Lust, mit Dir darüber in einen Erfahrungs- und Gedankenaustausch einzusteigen. Wie wär's, wenn wir dazu Briefe wechselten? Vielleicht haben dann andere auch etwas von unserem Dialog.

Ich will Dir erstmal erzählen, wie ich in letzter Zeit neu auf das Thema stieß, das mich an sich schon lange ganz persönlich beschäftigt. Im vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, an der großen internationalen Gemeinschafts-Konferenz „Celebration of Communities“ in den USA teilzunehmen. Eine Referentin dort, selbst Mitbegründerin der Sirius-Community, sprach von „leadership“. (Daß man dieses Wort nicht mehr ins Deutsche übersetzen kann, jedenfalls nicht wörtlich, ist schon Teil unseres Problems!) Und auf einmal bat sie alle im Saal, die eine Gemeinschaft gegründet und geleitet hätten, aufzustehen. Etwa 70 Leute erhoben sich – darunter, sehr zögerlich, auch ich –, und die rund tausend TeilnehmerInnen klatschten Beifall. Ich war gerührt, und es war mir peinlich. Wäre ich auch aufgestanden, wenn andere Mitglieder meiner Gemeinschaft dabei gewesen wären? Aber – meine Güte! – es ist doch Fakt, daß ich die Beringhof-Gemeinschaft initiiert habe, ihre Entstehung organisierte und auch nach vier Jahren Bestand noch immer eine „leitende Rolle“ im Projekt spiele. Trotz aller Bemühungen, in diese Rolle gar nicht erst reinzukommen! Ich hatte in der Vorbereitungszeit sogar richtig Angst vor ihr, weil ich in den Alternativ-Bewegungen schon manche Prügel für diese Rolle bekommen hatte. Und ich hielt sie selber für überflüssig, ja für übel, weil ich sie für einen Teil jener patriarchal-kapitalistischen Kultur ansah, die wir überwinden wollen.

Inzwischen sehe ich das Problem „Leitung in einer radikal-demokratischen Gruppe“ etwas gelassener und realistischer. Auch wenn eine Gemeinschaft bewußt keine formelle Leitung und keine Macht-Hierarchie will, gibt es – unvermeidlich? – in jeder Gruppe „Leiter/Leiterinnen“. Falls diese gruppendynamische Beobachtung Allgemeingültigkeit hat (was ich annehme), dürfen wir sie nicht leugnen oder verdrängen, sondern müssen sehr bewußt und aufmerksam damit umgehen. Dann ginge es nicht um das Ob, sondern um das Wie von Leitung!

Doch ehe ich weiter in die Reflexion reingehe, möchte ich erstmal von Dir hören, wie Du das Problem siehst. Vor allem: wie hast Du es in all den Jahren auf Lutter erlebt? Ich bin gespannt auf unseren Austausch und grüße Dich erwartungsvoll!

Dein Gerhard

Lutter, 22.4.95

Lieber Gerhard,
in der Tat, der Begriff „Leitung“ hat bei uns immer schon einen schalen Beigeschmack gehabt, weil die Begriffe „Macht“, „Guru“, „Chefin“ eng benachbart sind. Sie sind kraft unserer Moral abgeschafft und wenn sich irgendwo ein Zipfel blicken läßt, dann wird es

hart konfrontiert. Leitung und Anarchie sind wie Fisch und Fahrrad. Sie paßt nicht in unser Weltbild.

Ich selbst habe mit der damit verbundenen Kritik von Beginn an zu tun gehabt und heftig unter dieser Kritik gelitten.

Ich habe sicherlich auch einiges dazugetan. Meine Bedingungen in diesem Projekt stützen auch die vermeintliche Position des Leiters. Zudem haben mich die Nachbarn im Dorf als den Chef auf der Domäne betrachtet und keine Erklärung konnte sie davon abbringen. Eine Gemeinschaft ohne Chef gibt es nicht unter dem bürgerlichen, kapitalistischen Himmel. Daß es das doch gibt, hier bei uns auf der Burg, akzeptieren sie erst in der letzten Zeit, nachdem wir uns stärker geöffnet haben.

Ich will versuchen, dieses Thema von meiner Seite aus etwas griffiger mit einigen Anekdoten aus meiner Schatzkiste zu beschreiben:

„Morgen, Uwe, werden wir Dich entmachten!“

„So? Worin besteht denn meine Macht?“

„Du bist Architekt, Du weißt zuviel, und Du hast mehr Geld als andere in dieses Projekt gegeben!“

„Nun“ – habe ich geantwortet – „eines können wir sofort ändern: die Wissensdominanz. Ich schlage deshalb vor, daß die ganze Büroarbeit, auf die sich ja dieses Wissen bezieht, von Allen gemacht wird.“

Daraufhin wurde ein langer Tisch aufgestellt. Und am nächsten Tag haben von den 15 Kommunardinnen und Kommunarden acht Büroarbeit gemacht. Eine Woche später, nach der zweiten Sitzung, waren noch drei dabei, eine weitere Woche darauf saß ich an dem langen Tisch mutterseelenalleine.

Von diesem Tag an hat mich die nächsten 14 Jahre über die Frage der Macht, die bei uns immer mit der Frage der Führung, des Chefs, des Entscheidenden zu tun hat, beschäftigt, und zwar auf vielen unterschiedlichen Ebenen.

Zehn Jahre zuvor, etwa 1972, auf der Baustelle in Köln, Zentralmensa, eine Riesenbaustelle: 10 Fachingenieure unterschiedlichster Firmen, Ausbildungen und Sparten sitzen an einem Tisch und tragen mir ihre Überlegungen hinsichtlich der Vorgehensweise der technischen Installationen vor. Es sitzen dort Fachleute für Sanitär, für Elektro, für Abwasser, für Gas, für Rohbau, Stahlbau, Mauerwerksbau, Fachleute für Statik und Konstruktion, für Heizung, Schalldämmung, Fassadenverkleidungen. Die Sitzung ist erst zu Ende, wenn alle, und zwar alle, sich über alle anstehenden Fragen einig geworden sind. Die Konsensentscheidung war so selbstverständlich geworden, daß ich es schon damals als hochgradig leichtsinnig empfunden hätte, diesen Konsens nicht herzustellen.

Konsens in Verbindung mit Leitung ist keine Erfindung der Alternativen. Konsens ist eine Frage der Intelligenz und der Klugheit, der

Weisheit. Das Übergehen von Minderheiten ist eine Sache der Dummheit.

Im Jahre drei „nach L“, also etwa elf Jahre später, erhalte ich einen Anruf. Ich werde von alten Genossen um Hilfe gebeten. Ein Baukollektiv hat einen Bau begonnen und Streit und Ärger mit dem Bauherren bekommen. Der Bauherr ist ebenfalls Alt68er. Ich soll schlichten und möglichst die Karre aus dem Dreck ziehen. Ich mische mich ein. Ich ordne im Einverständnis aller die Verhältnisse. Die Arbeiten werden an weitere Kollektive neu verteilt. Auch Lutter wird berücksichtigt. Meine Freunde übernehmen wichtige Bauteile. Aber bald stocken die Arbeiten wieder, weil sie unter anderem nicht zu Ende gemacht werden, Korrekturen werden nicht vorgenommen, Mängel nicht beseitigt. Die revolutionäre Moral und die Solidarität verhindern eine klare Konfrontation. Die Stimmung nervt, die Leute streiten sich. Einige fühlen sich verlassen. Die Baustelle schleppt sich hin. Alle werden unzufrieden: die Kollektive, die Baugemeinschaft, ich als Bauleiter. Die Zeit drängt. Das Fazit: der Letzte, der auf dem Dach rumhüpft, bin ich, der eigentlich nur Bauleitung, Koordination übernommen hatte, und mit der praktischen Durchführung der Bauarbeiten gar nichts zu tun hatte. Zusammen mit Rita habe ich dann die letzten Dachfenster gebaut.

Die Erfahrungen mit alternativen Kollektiven, ganz besonders die mit dem Kollektiv Lutter, meinem Heimatkollektiv, haben mich bewogen, keine Aufträge in dieser Richtung mehr zu vermitteln. Als die nächsten Baustellen möglich wurden, haben mich die Genossen gebeten, wieder dabei zu sein. Ich habe Bedingungen gestellt:

„Freunde, wenn Ihr mich dabei haben wollt, dann läuft die Baustelle nach meiner Mütze, was heißt: wir klotzen rein, wir stehen morgens pünktlich auf, frühstücken zusammen, arbeiten und machen zusammen unsere Pausen und abends zusammen Schluß.“ Die Genossen haben sich darauf eingelassen. Das Ergebnis: Wir waren in Rekordzeit fertig, haben gut Knete verdient, waren zwar völlig ausgepowert, aber saumäßig zufrieden und glücklich, Lob von allen Seiten.

Als ich aus einer psychosomatischen Klinik zurückkam, hatte ich mehr über Leitung erfahren. Ich hatte gesehen, daß Leitung beim Plenum eine wichtige Einrichtung war, um zügig ergebnisorientiert miteinander zu kommunizieren. Ich habe das für unsere Mittagsrunden vorgeschlagen.

Einige von uns konnten sich damit nicht anfreunden, weil alles spontan kommen sollte. Die anderen wollten sich indes darauf einlassen. Eine für uns typische Lösung wählten wir dadurch, daß wir beides machten. Wenn diejenigen an der Reihe waren, die keine Leitung wollten, haben wir keine gehabt. Im anderen Fall hatten wir eine. Das Ergebnis war: Die Leitungsrunden waren spannend, aufschluss-

reich und intensiv, die Nichtleitungsrunden waren nervig, wirr und belastend.

Einige Jahre zuvor hatten wir damit begonnen, Kommunikation zu trainieren. Dabei haben wir die TZI-Regeln kennengelernt (Themenzentrierte Interaktion). In dem Buch von Siems über soziales Lernen, das wir als Grundlage gewählt hatten, wurden die geschilderten Übungen stets mit einer Leitung versehen. Wir jedoch wollten das in dieser Zeit ohne Leitung lernen. Das Ergebnis war, daß sich heimliche Leitungen installierten. Ich war einer dieser heimlichen Leitungen. Das zeigte sich in erster Linie durch stärkere Motivation und Engagement, durch mehr Fähigkeiten, Konflikte zu vermitteln, durch mehr Einmischen in den gruppendynamischen Prozeß.

In den heutigen Plena auf Lutter gibt es bei uns keine ausdrückliche Leitung. Was ist zu bemerken: das Sprach- und Redeniveau sinkt. Die Runden sind durchsetzt mit patriarchalischen Machtstrukturen, die auch von den Frauen stark kultiviert werden. Die Themen laufen wild durch den Gemüsegarten, Gefühle wie Angst, Traurigkeit werden nicht mehr geäußert, weil kein Platz dafür in dieser chaotischen Runde vorhanden ist. Die Schwächeren werden untergebuttert, resignieren und sagen oft gar nichts mehr. Alles passiert, weil die Leitung nicht konfrontiert werden kann, die Macht auch nicht, weil sie offiziell nicht existiert. Die Plenen dauern bis spät in die Nacht, sie hinterlassen schalen Geschmack im Mund und die Aussicht auf das nächste Plenum nervt schon, sobald die Tür vom letzten ins Schloß fällt.

Ich habe jetzt viele Beispiele gebracht, wie sich Leitung und Macht zeigen kann. Meine Erfahrungen haben mich zu folgenden Thesen geführt:

1. In jeder Gemeinschaft gibt es eine Leitung. Wenn sie nicht offen ist, dann ist sie unter dem Tisch vorhanden.
2. Unoffene Leitungsstrukturen produzieren immer Angst, Macht und Herrschaft. Sie lassen sich nicht konfrontieren und nicht absetzen. Sie produzieren ebenfalls Fraktionierungen, Unfreiheit und Unehrlichkeit.
3. Offene Leitungen lassen sich mit Leitungsaufgaben beauftragen, sie lassen sich anschließend konfrontieren und sie lassen sich verändern. Wenn sich die Rotation nicht durchsetzen läßt, weil Machtinstrumente angehäuft worden sind, dann ist jedoch die Machtposition klar, die Verweigerung macht Sinn, die Revolution hat eine Chance.

Wenn ich Weisheit ins Spiel bringen will, dann würde ich die für unsere Szene wünschenswerte Leitung so beschreiben:

1. Sie wird von der Gemeinschaft bestimmt.
2. Sie stellt sich einer Konfrontation.

3. Sie bekommt klare Aufgaben von der Gemeinschaft, die sie erfüllen soll.
4. Nachdem die Aufgaben erfüllt sind, fällt die Leitungsoption in sich zusammen.
5. Es versteht sich von selbst, daß die Leitung in einem Feld, in dem es keine Exekutive gibt, immer Konsens erreichen muß.

So, Gerhard, wäre mein Leitungsmodell formuliert. Wir haben es nicht verwirklicht. Warum nicht? Weil wir uns noch in dem Stadium dunkler Dummheit und neurotischer Fesselung befinden. Das ist aus meiner Sicht ein wichtiger Grund, weshalb es den meisten Menschen hier nicht so gut geht. Und das Licht unter meinem Scheffel verglimmt, weil auch ich vor der bürgerlichen Revolte kapituliere: nämlich nun genau das Gegenteil zu dem zu tun, was als bürgerlich begriffen wird. Damit meine ich, daß wir den drangsaliierenden Chef, den Herrscher, den Ausbeuter gänzlich und vollkommen aus dem Haus jagen und damit auch jede Verarbeitung verhindern. Also: auch wenn Leitung sich etabliert hat, darf sie wegen unserer politischen Moral nicht da sein. Und weil sie nicht da sein darf, wird sie auch nicht thematisiert. Dieses Phänomen kann noch nicht bewältigt sein: es wird also das wild torkelnde chaotische Mengerudel beschworen. Sporadisch, jetzt und hier, powerfull. High sein, frei sein, Anarchis müssen dabei sein.

Dein Freund Uwe, damit wir beide mit diesem Thema in die Puschen kommen.

Beringhof, 8.5.1994

Lieber Kollege!

Dein Brief zum Thema „Leitung“ ist erfrischend und trieft von konkreter Erfahrung, erlittener Erfahrung. Deinen Thesen am Schluß stimme ich voll zu und will Dir in diesem Brief berichten, wie wir einiges davon in unserer Beringhof-Gemeinschaft umgesetzt haben.

Da wir Gruppensitzungen als unerträglich zäh und konfus erlebt haben, wenn sie ohne Leitung laufen (und lange überhaupt nicht beginnen!), wird zu Beginn jedes Plenums ein/e ModeratorIn bestimmt (per freiwilliger Meldung oder durch einstimmige „Berufung“), wobei wir alle darauf achten, daß jede/r mal drankommt. Zügige oder gar straffe Moderation (ein etwas schamhafter Ausdruck! Natürlich könnte man es auch Leitung nennen) macht sogar beliebt, weil dadurch die Tagesordnung schneller abgehandelt wird. Allerdings muß die moderierende Person auch darauf achten, wann Zeit für Besinnung nötig ist oder für eine „Steinrunde“ (indianischer Brauch, wobei man/frau nicht unterbrochen werden darf; führt meist zu eher persönlicher Rede). Diese Person beginnt und beschließt die Sitzung mit einem meditativen Händekreis, um uns aufeinander und auf die gemeinsame

Aufgabe einzustimmen; sie soll für eine sinnvolle Reihenfolge der anfangs gesammelten Tagesordnungspunkte sorgen, auf die Konsensbildung achten und ggf. eine Konsensformulierung vorschlagen (Protokoll führt immer eine zweite „freiwillige“ Person). Natürlich können und sollen alle anderen Anwesenden in diesem Sinne mitmoderieren, und insofern gilt die TZI-Regel: „Jede/r ist sein/ihre eigene Vorsitzende“. Aber verlassen kann man sich auf solch kollektive Führung nicht, und es ist nicht jede/r jeden Abend dafür in Laune.

Auch unser Morgenkreis (diejenigen, die dann noch im Hause sind, treffen sich um 8.45 Uhr, um den Tag gemeinsam zu beginnen, Emotionales auszutauschen, Alltägliches zu koordinieren, sich zu verbünden) hat eine „Regie“. Sie wechselt wöchentlich und hat sich als Mittel gegen lähmende Trägheit bewährt.

Entscheidend finde ich bei diesen und ähnlichen formalen Leitungsaufgaben die Rotation. Denn sie verhindert, daß durch Leitung Macht angesammelt wird. Und wenn jede/r mal in dieser Rolle ist, weiß jede/r, wie schwierig sie ist und verhält sich entsprechend kooperativ, wenn er/sie diese nicht innehat. Nach einiger Überwindung, entsprechendem Zuspruch und etwas Übung kann jedes Gruppenmitglied diese Rolle ausfüllen. Dann gibt es auch keinen Grund mehr für Mißtrauen.

Auch die schwierigere Sprecher-Rolle (z. B. bei der Begrüßung von Gästen oder der Darstellung unserer Ziele und unserer Praxis bei Berghof-Tagen) lassen wir rotieren. Anfangs war das „automatisch“ meine Aufgabe, weil ich's halt aus Begabung und Berufserfahrung schon konnte. Aber dann habe ich mich mal verweigert – und siehe da: natürlich können's auch andere! Jetzt bin ich nur noch der Joker, wenn niemand anderes dazu Lust hat.

Ferner haben wir fast alle Aufgaben bestimmten „Verantwortungsbereichen“ zugeordnet, in denen jeweils ein oder zwei von uns, das Sagen und Entscheiden haben; nur gewichtigere Fragen (z. B. Ausgaben über 300 DM oder Entscheidungen, die das Gesamtprojekt betreffen) sollen in die Gruppensitzung.

Diese formalen Leitungsaufgaben sind, glaube ich, nicht das eigentliche Problem. Aber wie ist es mit informeller Leitung, mit „heimlicher Leitung“, wie Du es nanntest? Entsteht sie nicht dadurch, daß die Fähigkeit und Bereitschaft, planend vor auszudenken, sich fürs Ganze verantwortlich zu fühlen, eine Vision aufrechtzuerhalten und in gangbare Schritte umzusetzen, Ideen zu haben und Initiativen zu ergreifen – in jeder Gruppe ungleichmäßig verteilt sind? Wir sind im Range alle gleich, aber doch nicht in unseren Begabungen, auch nicht in unseren Erfahrungen und Lebenssituationen. Jahrelang bin ich zwischen den Extremen gependelt: entweder ich dominierte in einer Gruppe unangenehm, weil ich nicht nur redegewandt bin, sondern meist auch

ziemlich schnell Ideen für konsensfähige Lösungen habe; oder ich hielt mich bis zur schmollenden Selbstunterdrückung zurück. Inzwischen habe ich mir zur Regel gemacht: erstmal abwarten! Den anderen, die nicht so schnell mit Ideen und Worten sind, Zeit lassen! Erst wenn dieser Raum nicht genutzt wird und leer bliebe, komme ich mit meinem Vorschlag. Der wird dann ohnehin noch von den anderen geprüft und oft genug verworfen und nur, wenn er überzeugt, auch angenommen. Ich finde es inzwischen Quatsch und zum Nachteil der Gruppe, wenn ich meine Energie und meine Einfälle ganz unterdrücke. Wenn ich sie etwas abbremse und mit Bedacht einsetze, muß ich nicht umgekehrt andere durch sie unterdrücken. So viel für diesmal.

Mit kollegialen Grüßen
Dein Gerhard

Lutter, 18.7.94

Mein lieber Freund,

Mittlerweile hat sich bei uns etwas sehr Sensationelles ereignet. Der Frust in unserem Plenum wurde so stark, der Druck, etwas verändern zu müssen so groß, daß in dieser leidigen Situation ein Ausschuß entstand, der sich mit den Plenumsstrukturen beschäftigen wollte. Sicherlich würde ich das so diagnostizieren, daß auch dieser Ausschuß ein Ausweichen vor den tatsächlichen, originären Problemen signalisierte. Da wir diese aber nicht bearbeiten wollten, war es ja immerhin auch sinnvoll, wenn Einige von uns sich mit den Strukturen im Plenum beschäftigten. Die Situation war reif.

Jetzt wurde der Ausschuß, der sich um Plenumsstrukturen kümmern wollte, gerade von den ehemals Neuen gebildet, die jetzt, nach drei Jahren mittlerweile auch zu den Beständigen in der Gemeinschaft zählen. Und schon nach der ersten Sitzung kamen ausgerechnet die Leute, die ehemals ganz vehement Leitung bekämpften, auf den Vorschlag, in unseren Plena sollten Leute die Leitung übernehmen. Und sie probierten es gleich beim nächsten Mal aus. Ich brauche nicht zu betonen, daß der Erfolg offensichtlich war. Allerdings haben wir die TZI-Regeln noch nicht wieder einführen können. Machtvolle, verbale Fights sind also immer noch en vogue. Warum sind meine KollegInnen auf die Leitung gekommen?

Ich habe folgende Erklärung dazu: Für uns ist immer noch das Erzielen eines Ergebnisses das Wichtigste. Wenn die meisten von uns sich in die Runde setzen und über ein Thema reden, dann gilt sie erst dann als erfolgreich, wenn das Thema abgehandelt, ein Ergebnis auf dem Tisch liegt. Bei einer ergebnisorientierten Denkweise liegt es nahe, daß sich Frust und Enttäuschung über die anderen einstellt, wenn kein Ergebnis in diesem Sinne erzielt worden ist.

In diesem Fall ist der Ruf nach einer Leitung, nach einer Autorität, nach Recht und Gesetz sehr schnell zu hören. In Bälde wollen wir uns wieder alle zusammen über die ungeschriebenen Regeln und Gesetze in unserer Gemeinschaft unterhalten. Beim ersten Mal haben wir das so gemacht, daß wir alle Regeln an die Wand geschrieben haben. Da stand teilweise ziemlich wirres Zeug untereinander. Aber es waren in unseren Köpfen Regeln entstanden, die oft auf nichts und durch nichts begründet waren. Das Muster lautet: „Ich darf das nicht, weil andere etwas dagegen haben könnten“. Das ist das eigene Fliegengitter im Kopf. Interessant ist, daß wir stets in Zeiten des sozialen Chaos danach greifen, in der Hoffnung, wir könnten tatsächlich damit unsere Situation lösen.

Ich neige oft dazu, manchmal auch in provokanter Freude, mir andere Sichtweisen der Dinge zu gönnen und dadurch auch andere Wahrheiten. Ich habe auf Lutter gelernt, daß es keine objektiven Wahrheiten für uns gibt, sondern Jede und Jeder seine eigene Wahrheit und damit auch Realität für sich gepachtet hat. Wenn es mir gelingt, meine angestammte Sichtweise zu verändern und mein Bezugssystem damit zu entautorisieren, dann gewinne ich auch eine andere Realität. Eine andere Sichtweise, die mir folglich in diesem Zusammenhang viel besser gefällt als die beschriebene und so oft durchlittene, ist die des authentischen Erlebens.

Was meine ich damit? Ich meine damit, daß alles, was wir machen, also jede Runde zu der wir uns zusammensetzen, jedes Gespräch, jeder Streit, jede heftige emotionale Entladung ihren absoluten Wert dadurch erhält, daß sie passiert. Das sachliche Ergebnis, wenn es denn eines gibt, ist eher nebenbei gefunden. Das Entscheidende ist, daß wir alle zusammen in der Runde zu einem lebendigen kommunikativen Austausch kommen. Nicht das Finden eines Ergebnisses ist das Entscheidende. Wichtig ist, daß wir uns überhaupt entscheiden, und uns dann auf das, was wir entschieden haben, auch wirklich einlassen.

In einem solchen Miteinander wird es jetzt nicht mehr nötig sein, eine starre Leitung zu haben. Sie wird sich möglicherweise genauso wie die lebendige Gemeinschaft ständig verändern, wenn sie denn überhaupt nötig sein sollte.

Wichtig erscheint mir zu bemerken, daß es in unseren Gemeinschaften in der Regel keine Exekutive gibt. Also kein Durchsetzungsorgan. Insofern ist es auch sinnlos, stundenlang mit oder ohne Leitung um irgendwelche Vorhaben zu fighten, um Meinungen zu ringen oder gar Regeln zu erstellen. Jede wird immer selbst für sich entscheiden müssen, wie sie in der entsprechenden Situation sich verhalten will.

So bekommen die Plena letztlich den Charakter eines Palavers, bei dem Ideen und Meinungen ausgetauscht werden und die Ergebnis- oder Konsensfindung wirklich nur am Rande passiert. Das könnte

aber bedeuten, daß Frusts über mißlungene Plena ausbleiben oder unterschwelliger Ärger sich festsetzt, weil der andere gewonnen hat. Ich will erwähnen, daß ich in unserer letzten Redaktionssitzung heftig Protest erhalten habe. Natürlich ist es nicht immer egal wie wir uns entscheiden. Es gibt auch Entscheidungen, die heftige Konsequenzen haben. Und dennoch: in meiner Gemeinschaft jedenfalls muß letztendlich jede/r selbst für sich entscheiden. Damit ist mir ein Palaver, auf dem sich die unterschiedlichen Meinungen angehört werden und in dem nicht um Konsens gerungen wird, lieber als das bisherige Kampfsplenium. Konsens und Kampf kann viel miteinander zu tun haben – oder?

Ich hatte Dir in meinem ersten Brief schon angekündigt, daß ich Dir auch meine Bedenken, also die andere Seite der Medaille mitteilen will. Das habe ich soeben angerissen. Leitung kann auch Lebendigkeit verhindern. Das ist das Eine. Das Andere ist, daß die Leitung eine ganz spezielle Angelegenheit ist. Welche nämlich?

Ich gebe bei einer Leitung Befugnisse und Verantwortung ab. Und zwar die, die ich sonst selbst wahrgenommen hätte. Wenn das jedoch geschehen soll, dann muß auch die Leitung etwas ganz Besonderes leisten. Mindestens muß sie in der Lage sein, die Gruppendynamischen Prozesse zu sehen und wenn sie es nicht kann, sich Hilfe zu holen. Das kann jedoch niemand aus dem Stand. Das muß gelernt werden. Wenn Leitung also sinnvoll sein soll, dann müßte jede sich in die Situation versetzen, leiten zu können. Natürlich: durch das rotierende System könnten alle das lernen. Ich jedoch habe meine Zweifel.

Soweit erst einmal. Ich will Dir jedoch auch noch etwas zu Deinem Brief schreiben, denn Du fragst mich ja ganz direkt nach meiner Meinung.

Du beschreibst in Deinem Brief die „heimliche Leitung“ und das Problem, aus Rücksicht auf die Gruppe mit den eigenen Ideen hinter dem Berge zu bleiben. Das sind zwei Probleme, die ich sehr genau kenne. Beides scheint ähnliche Wurzeln zu haben. Die Wurzel ist Angst und der Ausdruck dafür ist die Macht. Auch wenn ich jetzt eine schwarze Seite meines Wesens beschreibe, so mag die Ehrlichkeit vielleicht das Problem erhellen:

Ich habe Angst, daß die Entwicklung in meiner Gemeinschaft oder Gruppe nicht so verläuft, wie ich es mir wünsche. Meine Wünsche können sehr wohl der Gruppe dienlich sein, aber es sind meine Wünsche und nicht die ihren. Ich schaffe es fast immer, auch dann, wenn ich kaum eingreife und mich bemerkbar mache, daß genau das erreicht wird, was ich mir wünsche. Wie mache ich das? Ich nenne das die „Paddel-Methode“. Ich halte an der genau passenden Stelle mein Paddel ins Wasser und lenke vorsichtig und behutsam in die Richtung, in die ich will. Das ist kaum zu bemerken und fast nie zu entlar-

ven. Manchmal merke ich es selbst nicht. Es hat lange gedauert, bis ich mir selbst auf die Schliche kam.

Ich hatte es lange Zeit als förderlich angesehen, nicht allzuschnell mit meinen Meinungen vorzupressen. Meist habe ich dann zum Schluß geredet und dabei auch gleich die unterschiedlichen Meinungen zusammengefaßt. Das deckte sich dann logischerweise meist mit dem, was beschlossen wurde. So hatte es den Anschein, als würde ich mit meinem gewichtigen Wort den Kurs bestimmen. Diese Methode wurde entdeckt. Seitdem kann ich das lassen. Warum?

Bei allen Methoden des sozialen Gebarens in den Gemeinschaften liegt der Angst meist das ungeheure kulturelle Defizit hinsichtlich der Beachtung und der Liebe zugrunde. Ich hole mir über diese Methoden die Aufmerksamkeit, die Beachtung, die ich vermeintlich brauche. Mit zunehmendem Selbstbewußtsein und mit der Verarbeitung der Verabschiedungsprozesse zur Kindheit werde ich diese „Methoden“ nicht mehr brauchen und wieder den Weg zu der originären Befriedigung finden.

In diesem Kontext kann ich dann auch meine guten Ratschläge lassen. Entweder meine Freunde finden selbst ihren Weg oder sie fragen mich um Rat. Das heißt aber nicht, daß ich schweige, wenn meine eigenen wirklichen Interessen berührt werden. Dann erhebe ich sehr wohl mein Wort und das mit Macht und gewaltigem Gebrumm. Das jedoch hat nicht mehr viel mit der zuvor beschriebenen Angst zu tun, weil ich gar nicht befürchte, daß mich jemand mit einer anderen Meinung existentiell bedrohen könnte.

Soweit, lieber Gerhard, mein zweiter Brief zu unserer Familienserie, garniert mit einigen stacheligen Kastanien.

Uwe

Terschelling (im Urlaub), 20.8.94

Lieber Freund,

stark finde ich Deinen letzten Brief! Vor allem den Schlußteil mit der radikalen Ehrlichkeit Deiner Selbstwahrnehmung und Selbstkritik! Ich will mir was davon abgucken und zu beobachten versuchen, mit welchen Tricks ich heimlich leite. Vermutlich bin auch ich ein Meister der „Paddel-Methode“.

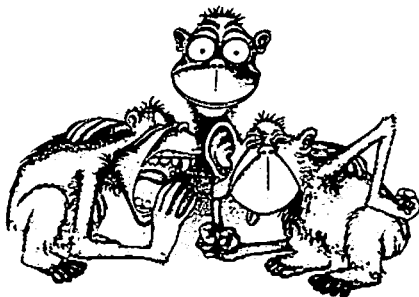
Und gleichzeitig stört mich etwas an Deiner Analyse. Woher kommt dieses Mißtrauen sich selbst gegenüber? Wieso geht es um „sich auf die Schliche kommen“, um „mich entlarven“? Ist meine Psyche auf jeden Fall sowas Hinterfurziges, daß man vor allem ihre Verschleierrungsmanöver aufdecken muß? Oder allgemeiner, Uwe: beruht nicht die ganze anti-autoritäre Kritik gegenüber jeder Art von Leitung auf einem prinzipiellen, sozusagen anthropologischen Mißtrauen?

Ich habe die Vermutung, daß uns da noch die Freud'sche Psychoanalyse nachläuft und mit ihr eine der unseligen Erbschaften der Aufklärung (es gibt ja auch beerbenswerte!), nämlich der unbegründbare Glaube, daß das „Licht“ des analytischen Verstandes besser und zuverlässiger sei als das „Dunkel“ unserer unterbewußten Seelenregungen und damit das fragwürdige Ziel, daß jener über diese den Sieg davontrage. Die heute vorherrschenden Richtungen der „humanistischen Psychologie“ dagegen gehen von der Gleichwertigkeit unserer rationalen und unserer emotionalen Bewußtseinsbereiche aus, so daß auch mal unser Gefühl der Vernunft „auf die Schliche kommen“ muß – wenn es denn überhaupt um „Aufklärung“ gehen soll.

Es geht, meine ich, bei unserem ganzen Thema „Leitung“ um das zugrundeliegende Menschenbild. Wenn wir wirklich den Menschen als ein primär triebgesteuertes, „von Natur aus“ egoistisch-aggressives und von der Zivilisation nur mühsam gezähmtes Untier sehen (das weniger sozial ist als ein Tier!), dann müssen wir tatsächlich annehmen, jeder Mensch sei ständig darauf aus, sein Ego zu hätscheln, zu pöppeln und zu mästen und durch möglichst viel Macht abzusichern. Wenn dem so wäre, dann sollten wir aufhören, von einer anarchistischen Gesellschaft oder auch nur von einer basisdemokratischen Gemeinschaft zu träumen. Denn als eine Ansammlung freier Egoisten kann so etwas nie funktionieren! Wir müßten dann konsequenterweise einem faschistischen Oberdompteur die Peitsche in die Hand drücken und ihn bitten, uns zu bändigen. Und nun umgekehrt: wenn wir an unserer Utopie einer besseren, freieren, menschlicheren (!) Gesellschaft festhalten wollen, müssen wir uns Menschen mehr zutrauen. Wir sollten uns dann erlauben, in uns tendenziell gemeinschaftswillige, liebesfähige Wesen zu sehen, die zwar von der autoritären kapitalistischen Konkurrenz-Gesellschaft verdorben wurden, die aber in sich einen gesunden Kern haben, sogar die Sehnsucht nach friedlichem Zusammenleben miteinander. Dann brauchten wir uns nicht mißtrauisch zu belauern, wann das Untier zum Vorschein kommt, sondern könnten uns darauf konzentrieren, uns einander bei unseren gemeinschaftsförderlichen Fähigkeiten zu verstärken. Nur notfalls, wenn es zu allzu massiven und hartnäckig sich wiederholenden Konflikten zwischen Ego und Gruppe kommt, müßten wir versuchen aufzuklären, was da abläuft – und zwar bei *a l l e n* Beteiligten.

Damit, lieber Uwe, bin ich bei einem weiteren Gesichtspunkt zu unserem Thema, der mir beim Lesen Deines Briefes bzw. danach einfiel. Wenn es zu einem störenden Ungleichgewicht in einer Gruppe gekommen ist, sollte es nicht heißen „Gerhard, Du bist zu dominant!“ oder „Uwe, wir werden Dich entmachten!“ sondern alle Beteiligten sollten erkennen und aussprechen, daß die Gruppe als Gruppe ein Problem hat, und zwar ein Problem, das nicht von einer Person allein verur-

sacht wurde und deshalb auch nur von allen gemeinsam gelöst werden kann. Denn zu jedem Unterdrücker gehören die, die sich unterdrücken lassen – und sei es nur aus Trägheit. So kann die Dominanz Einzelner nur teilweise oder nur vorübergehend durch deren Sich-Zurücknehmen entschärft werden. Geheilt werden kann solches Ungleichgewicht nur durch die gemeinsame Wachsamkeit aller und vor allem durch das verstärkte Engagement der Dominierten. Mir jedenfalls fällt es relativ leicht mich zurückzuhalten, sobald andere die Initiative ergreifen, Ideen entwickeln, neben die ich dann meine stellen kann, wenn das dann überhaupt nötig ist. Die Anpassung „nach unten“ in die lähmende Trägheit führt zum Siechtum und schließlich zum Tod der Gruppe.



„Hallo, wer ist hier eigentlich der Chef?“

Und noch eine Überlegung hat Dein Brief in mir ausgelöst. Du schreibst von Deinem Bedürfnis nach Anerkennung, ja von der Angst, von jener Beachtung, „die ich vermeintlich brauche“, nicht genug zu bekommen. Das sei das verdeckte Motiv gerade auch bei gruppenförderlicher Zurückhaltung gewesen, was Du „mit zunehmendem Selbstbewußtsein“ nicht mehr brauchst. Meinst Du denn, wir könnten oder sollten unabhängig von Anerkennung werden? Ja, als erwachsener Mensch möchte ich weniger abhängig von Lob und Zuwendung sein als ein Kind. Aber ich glaube, daß wir die Beachtung und Liebe anderer zeitlebens brauchen wie die Luft zum Atmen. Wenn wir das einander zugestehen könnten, würden wir wohl auch aufmerksamer und verständnisvoller gegenüber den anderen und freigebiger mit dem Ausdruck unserer Anerkennung.

Und alle könnten freier wahrnehmen, daß Menschen unterschiedliche Begabungen und Fähigkeiten haben. Könnten wir in unseren Gemeinschaften nicht sogar dahin kommen, daß wir die Kunst einer einfühlsamen, wachsam, selbstkritischen Gruppenleitung ebenso wertschätzen wie die Kunst eines guten Koches, einer begabten Sängerin, oder von fähigen Bauleitern, Schreinerinnen, Gärtnern? Gewiß, irgendwie kochen, singen, gärtnern, leiten können sicher alle (oder können und sollten es lernen). Und doch gibt es spezielle Begabungen, Ausbildungen, Erfahrungen, deren wir uns in vielen Bereichen dankbar erfreuen; warum nicht auch beim Leiten als einem – vor allem in schwierigen Situationen – offen und anerkannt ausgeübten Handwerk bzw. Kopf- und Herzwerk? Je größer eine Gruppe, umso eher wird es mehrere Mitglieder geben, die Leitungsfähigkeiten haben – vermutlich

in verschiedener Mischung und Gewichtung und keine/r alle. Umso besser! Daraus muß keineswegs gleich Konkurrenz um die „Vorherrschaft“ entstehen, vielmehr kann es dann – sehr zum Nutzen der Gruppe – zu gegenseitiger Ergänzung, Gewichtsausgleich und Ablösung kommen.

Es ging mir, wie Du sicher gemerkt hast, im letzten Abschnitt nicht mehr um „heimliche“ Leitung, sondern um unsichtbare Leitung. Das ist was anderes! Sie muß nicht „entlarvt“ werden, könnte vielmehr – muß aber nicht – wahrgenommen und (vielleicht sogar) anerkannt werden. Selbstverständlich darf und braucht aus solchen Fähigkeiten und Erfahrungen keinerlei formeller Führungsanspruch abgeleitet werden und schon gar nicht Privilegien. Durch das Prinzip der Konsensentscheidungen und die Ablehnung formeller Hierarchien in den meisten unserer Gemeinschaften ist dem m.E. genügend vorgebeugt. (Ich finde es übrigens wichtig, zwischen Einfluß und Macht und zwischen Leitung und Herrschaft zu unterscheiden.)

Und schließlich: die anti-autoritäre Bewegung oder eine anti-autoritäre Phase in einer Gruppe sehe ich wie die Pubertät eines Heranwachsenden: als Auflehnung gegen einseitige Abhängigkeit, als Etappe im Prozeß der Verselbständigung und Reifung. Sie ist notwendig, sollte aber nicht Endstation sein, sondern ein Übergang vom Kind zum Erwachsenen. Erwachsensein heißt für mich z.B. auch, die Kompetenz und deshalb Autorität anderer anerkennen und sich ihr – wo es nötig ist – unterordnen können. Allerdings soll in einer freien Gesellschaft oder Gemeinschaft solche Unterordnung nur erfolgen, wo sie wirklich sinnvoll und nötig ist, sie soll immer freiwillig sein, auf Widerruf und mit Wachsamkeit, und sie darf natürlich Kritik nicht ausschließen.

Unser Traumziel bleiben doch Gemeinwesen und kollektive, basisdemokratisch kontrollierte Leitungen auf der Basis von Gruppen als „sich selbst organisierenden Systemen.“ Unverbesserlicher Utopist? Ja! Und ich spüre bei Dir auch diese Hoffnung, sonst hättest Du ja längst aufgegeben.

Deshalb in tiefer Verbundenheit
Dein Freund und Weggenosse Gerhard

Lutter, 4.9.94

Lieber Gerhard,

Du hast diese Korrespondenz begonnen, ich werde sie beenden. Ich bin gespannt, ob ich ähnliche Hoffnung in diesem Punkt entwickeln kann wie Du.

Mir ist bei Deiner Aufzählung der möglichen Eigenschaften einer Leiterin der Gedanke gekommen, daß Du hier nicht eine „beauftragte“ Leitung beschreibst, sondern die Eigenschaften einer ständigen Lei-

tung, gewissermaßen die eines Häuptlings, eines weisen Führers, oder die eines liebevollen, guten Chefs.

Das, was Du beschreibst kann eben nicht rotieren, was jedoch unverzichtbar wäre, wenn Information – und Machtkonzentration ausgeschlossen sein soll. Das, was Du beschreibst, können eben nur wenige, oder auch meist nur einer in der Gemeinschaft.

Ich bin der Meinung, daß es einen großen Unterschied macht, ob ich als Architekt eine Autorität bin und anerkannt werde, oder ob ich als Leiter eine Autorität bin. Der gravierende Unterschied liegt darin, daß Du bei mir nur ein Haus in Auftrag geben würdest, eine Leitung jedoch würdest Du mit Kompetenzen ausstatten, die weit tiefer in mein ganzheitliches Leben eingreifen, als der Bau eines Hauses oder das Flickern von Schuhen oder das Backen von Brot. Die Gefahr besteht, daß die KommunemitgliederInnen nicht mehr für sich sorgen müssen und sich darüber heftige Abhängigkeiten entwickeln könnten. Übrigens wie die Geschichte zeigt, es meistens auch so passiert.

Ich teile mit Dir das Bild von erwachsenen Menschen in der Runde, die einander in ihren Fähigkeiten anerkennen und sich gegenseitig befruchten und die selbstgewählte Leitung in der Runde als gleichberechtigt empfinden. In diesem Kreise kann ich mich auch einordnen. Nicht unterordnen.

Nur, es ist aus meiner Sicht ein romantisches Bild. Die Kommune-gruppe, in der ich lebe, sieht völlig anders aus. Einmal tragen wir alle unsere bürgerliche Ausrichtung in unserem Gepäck mit dem wesentlichen Inhalt, einem bürgerlichen hierarchischen Staat angepaßt zu sein, und zum anderen sind wir nicht gleich in unserer Entwicklung. Ganz im Gegenteil: ich habe selten eine Gemeinschaft angetroffen, in denen die Mitglieder so unterschiedliche Entwicklungen durchmachen wie in unseren Kommunen. Unterschiedlich sind wir in allen Punkten des menschlichen Lebens, wie Ausbildung, Bildung, Alter, Erfahrungen, Wünschen, Ansichten und Sichtweisen. Mit diesen vielschichtigen Unterschieden ist Hierarchie latent vorhanden und würde durch eine Leitung mit den von Dir beschriebenen Inhalten festgeschrieben und Macht fest installiert. Eine Leitung in dieser Funktion würde jedoch die Entwicklung der MitgliederInnen stark hemmen oder sogar abblocken. Wir sind bei diesem Modell dann wieder auf einer bürgerlichen Machtschiene gestrandet, der wir ja eigentlich endlich entfliehen wollten. Ich weiß, lieber Gerhard, daß Du das nicht beschreiben wolltest, ganz im Gegenteil. Indes gibt es die von mir beschriebene Seite der Medaille ja auch.

Und noch etwas sei erwähnt. Für mich ist es wichtig, einen möglichst freien Raum zu schaffen, in dem wir soziales Verhalten experimentell entwickeln können. Die Antwort auf die bürgerliche Gesellschaft heißt für mich nicht, nun das Gegenteil zu praktizieren, son-

dern – wenn es denn geht – herausgelöst aus allzu heftiger bürgerlicher Beeinflussung erst einmal festzustellen, zu beobachten, wie wir uns untereinander in einem Rahmen arrangieren, den andere, nämlich nicht bürgerliche Bedingungen, auszeichnen. Der sei erst einmal auszufüllen.

Zu den Rahmenbedingungen auf Lutter gehört, daß es eine Leitung strukturell nicht gibt. Ich meine auch logischerweise, wie wir das als straighte Anarchistinnen ja auch ständig betonen. Auf alle Leitungsambitionen wurde deshalb recht säuerlich reagiert. Das mir das öfter nicht gefallen hat, und ich auch stark unter dieser ideologischen Beschneidung zu leiden habe, ist eine andere Sache.

Angesichts unserer ansozialisierten Neigung, Obrigkeit als gottgegeben zu akzeptieren und des schon fast kulturgenetisch angelegten butterweichen Rückgrats, wäre es sicherlich angeraten, das lutheraner Experiment ohne Leitung noch einige Generationen fortzusetzen.

Mein Herz jubelt angesichts der Faszination des lutheranischen Chaos. Aus meiner Beobachtung ist dieses Chaos die Gewähr dafür, daß Lutter überhaupt überleben kann. Jede feste Struktur würde hier Lebendigkeit blockieren. Das gilt für mich auf der ökonomischen Ebene genauso wie auf der gruppendynamischen. Wir rufen zwar in unserer Not nach einer Leitung. Wir rufen in diesen Tagen sogar verstärkt wieder nach festeren Strukturen, die das Chaos teilweise beseitigen sollen. Ich kann ruhig schlafen, wir richten sie nicht ein. Ich habe den Eindruck, daß alle Genossinnen auf Lutter ein feines Gespür für die Freiheit haben.

Glücklicherweise, Gerhard, entscheidet jede Gemeinschaft selbst, wie sie sich ihr Leben einrichtet. Ob mit Leitung oder ohne, ob mit Chef oder Guru. Wenn die Mitgliederinnen alle damit einverstanden sind, und sich frei für die gewählte Form entscheiden, dann halte ich alle möglichen Formen für einen Gewinn, der die Vielfalt unseres Gemeinschaftslebens unterstreicht. Jede ist ihre eigene Steuerfrau und für sich selbst verantwortlich.

Ich habe es längst an den Nagel gehängt, Errungenschaften der Szene auf ihren revolutionären Gehalt hin zu überprüfen. Wer soll schon entscheiden und beurteilen, was richtig ist, oder nicht. Ich will möglichst authentisch meine Stunden leben, Gerhard, und wenn ich der Meinung sein sollte, daß in irgendeiner Situation Leitung notwendig sei, dann möchte ich so frei und mutig sein, Leitung zu bejahen. Wenn meine Mitgenossen ähnlich denken, wird „gelitten“, wenn nicht, leide nur ich.

In diesem Sinne,
Dein Freund Uwe

GOPPINGER GESCHICHTEN

Schrott



Foto: Joker, edition Berlin

Ich mache mit Freunden eine Radl-Tour. Auf dem Rückweg haben wir die Idee, Go etwas mitzubringen. Er ist zu Hause geblieben um zu arbeiten, aber auch weil er "in seinem Leben genug geradelt und gewandert" ist. Wir kommen am Schrottplatz des nächsten "Marktes" vorbei und sehen dort ein munter geschwungenes, längeres silbernes Metall-Rohr. J. nimmt es über die Schulter, ein ungewöhnliches Trumm Gepäckstück für einen Fahrradfahrer. Wir halten das Teil mehr für ein Witzgeschenk. Es ist Wochenende, und es gibt nichts zu kaufen. Aber siehe da! Eine größere Freude hätten wir Go nicht machen können! Und o Wunder! Das Rohr paßt exakt als Abflußrohr von der Dachrinne über der Werkstatt hin zum unterirdischen Abflußsystem, das das Regenwasser unter dem Hof entlang zum Bach hin führt. Ein Vorgänger-Rohr war durchgerostet, und wenn es regnete, prasselte das Wasser dröhnend auf die Erde und fraß Löcher hinein, während der Rest frei über das Kopfsteinpflaster des Hofes strömte.

Es ist gar nicht so selten, daß wir hervorragend passende Materialien auf Schrottplätzen finden. Es ist sogar oft leichter, dort etwas Pas-

sendes zu finden als in irgendeinem Warenangebot von Haushalts-, Werkzeug- oder Sanitärwaren-Läden. Da fahren wir beispielsweise bis Passau, um Wasserhähne für das neue Bad zu finden, und müssen dort feststellen, daß wir hunderte von Mark bezahlen müßten, um Hähne zu kriegen, die uns überhaupt nicht gefallen, weil das moderne Design nicht in die Mühle paßt. Wir sind froh, daß eine Besucherin von abgelegten alten Wasserhähnen weiß und uns ein Päckchen damit schickt.

Wir haben riesige sortierte Schrottlager auf der Mühle: Eisenlager, Sanitärlager, Ofenlager, Holzlager, Elektrolager, und kommen meistens gut zurecht, wenn etwas fehlt oder kaputtgeht. Es kostet zuweilen etwas Zeit und Geduld, Dinge wie Lampen, Öfen, Ofenrohre wieder herzurichten und anzupassen, aber diese Zeit sparen wir längst an ermüdenden Einkaufsfahrten, vom Geld ganz zu schweigen.

Als ich noch in der Stadt lebte und Go erst kurze Zeit kannte, war es mir zuweilen etwas peinlich, wenn er bei Besuchen in der Stadt dort die Container durchwühlte. Ich kam mir fast wie eine Stadtreicherin vor. Ich war damals auch noch "städtisch" angezogen, also nicht besonders geeignet, um ihm beim Herausholen der Eisenteile, Fenster und anderer Raritäten zu helfen. Für ihn war es ein gefundenes Fressen, weil die Stadt viel großzügiger wegwirft, als das Land. In der Stadt verdienen die Leute gut, kaufen schnell, weil sie das Angebot ständig vor Augen haben, und werfen schnell wieder weg. Die Möglichkeiten, Sachen wieder zu verwenden, sind in einer Stadtwohnung wesentlich geringer als in einem Hof oder Landhaus mit Schuppen und Scheune. Da gibt es immer etwas zu reparieren und zu basteln und auch Leute, oft die Alten, die Zeit dafür haben. Es wird also weniger weggeschmissen auf dem Land.

Ich erinnere mich an meine erste "Sperrmüll"-Aktion hier draußen auf dem Lande. Sie wurde von einem jungen Nachbarn angeregt, der Go's Leidenschaft für Schrott teilte. Wir fuhren nächtlicherweise an den "Haufen" entlang. Wer etwas Brauchbares zu erkennen glaubte, stieg aus, jemand anderes kam ihm oder ihr zuhelfe, um das Trumm zu packen und aufzuladen. Es wirkte sehr abenteuerlich für die, die sitzenblieben: zwei dunkle Gestalten huschen auf undefinierbare Gegenstände zu, greifen sie und laden sie auf. Am nächsten Morgen kam der Katzenjammer. Es bestätigte sich, daß die Leute hier nur wegwerfen, was wirklich "fertig" ist, nicht wie in der Stadt: Kühlschränke, Waschmaschinen und Möbel, die noch brauchbar, nur eben nicht die neuesten Modelle sind. Einige der mitgebrachten Sachen wurden sofort für den nächsten Sperrmüll bereitgestellt.

Unsere Umgebung weiß, daß wir "auf Teufel komm raus" recyceln. Einerseits imponiert es ihnen. Andererseits ist es "Krattler"-Verhalten und paßt nicht zu den neuen Bungalows, die auch hier mehr und

mehr das Bild bestimmen. Soweit die Nachbarn noch in der Nachkriegszeit großgeworden sind, schmeißen sie brauchbare Sachen nur mit schlechtem Gewissen weg. Dann geben sie sie doch lieber uns, haben eine gute Tat getan und ihr Heim entrümpelt. Man bietet uns Betten und Matratzen an. Sie sind noch gut. Wir holen ab. Eines Tages komme ich mit fünf, sechs einwandfreien Kleidungsstücken nach Hause. Sie entsprachen so wenig meinem Geschmack, daß sie mit der nächsten Kleidersammlung vom Hof wanderten. Ich hatte es einfach nicht fertig gebracht, sie gleich abzulehnen. Mir fiel nichts Passendes ein. Hätte ich sagen sollen: Ich finde die Sachen scheußlich? Gestern kam ein Angebot vom Dorf, ob wir zu unseren zwei Simcas (City-Laster) nicht noch einen dritten haben wollen. Kostenlos. Sonst kommt er zum Schrottplatz. In diesem Falle raffte sich Go, nach einer Bedenkzeit, zu einem klaren Nein auf. Es war seit zwei Jahren niemand dagewesen, der aus 2 = 1 (Auto) gemacht hätte, und es war auch niemand in Sicht, der aus 3 = 1 machen würde. Und die Entwertung würde weitergehen, nicht nur durch den Zahn der Zeit, den Rost und andere Zerstörer, sondern auch durch neue Gesetze, die es plötzlich unrentabel machen, auch gut funktionierende Autos wieder herzurichten. Die Industrie will neue Autos verkaufen!

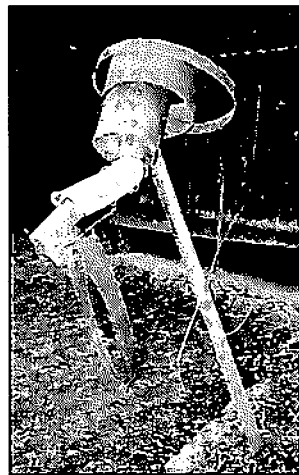


Foto: E. Seeger

Wir sammeln nicht nur Schrott oder finden Sachen, die zufällig passen. Auto-Schrottplätze fahren wir gezielt an, um Teile aus Unfall- oder Schrott-Autos für die Autos, die wir in unserer Werkstatt herichten, auszubauen. Meistens rufen wir vorher an, ob das Teil oder die Teile für den jeweiligen Wagentyp da sind. Der Schrottplatz-Inhaber hat immer einen hervorragenden Überblick über seine Vorräte. Einen Schrotthändler kennt Go nur per Telefon, aber seit Jahren. Er wohnt nicht selbst beim Schrottplatz. Es wird telefonisch ausgemacht, was wir ausbauen wollen, man wird sich über den Preis handelseinig. Das Geld wird in einen Umschlag gesteckt und "nach vollbrachter Tat" in der Dorf-Wirtschaft abgegeben. Natürlich nicht, ohne sich bei einem Bier wieder aufzuwärmen.

Auf eben jenen Schrottplatz fuhren wir eines Tages um einen neuen Auspuff für „meinen“ Golf auszubauen. Jedenfalls war der Auspuff hinüber und der Schrottplatz-Besitzer hatte uns am Telefon einen fast neuwertigen Auspuff von einem Unfall-Golf verheißen. Als wir auf dem Schrottplatz eintreffen, sehen wir gleich fünf übereinandergestapelte Golfs. Nach genauerem Hinblick zeigte sich, daß der Auspuff des vierten Autos am besten erhalten war. Was tun? Wie rankommen? Mit einem langen Abschleppseil banden wir Auto 5, das oberste, an mei-

nem Golf fest. Ich fuhr langsam, langsam an, bis ich Nummer 5 im Rückspiegel sich bewegen sah und dann vom Stapel herunterdonnern hörte. Wir wiederholten das Manöver mit dem Ausschlacht-Auto Nr. 4. Wir hatten Glück, es kam auf den Kopf zu liegen, so daß wir keine Mühe hatten, an den Auspuff heranzukommen. Das Ausbauen selbst war kinderleicht. Inzwischen ist dieser Schrottplatz leider geschlossen worden. "Aus Umweltgründen" hat es geheißen. Wir können es nicht glauben. Oder heißt "Umwelt" die scheinbar heile Welt, alles sauber, alles geleckert, alles weiß?

Die Schrott-Aktionen sind mir immer wichtiger geworden im Lauf meines Lebens auf der Mühle. Der Schrott erzählt so viele Geschichten aus unserer Zeit und Welt: so viel Mühe, so viel zum Teil krankmachende Arbeit steckt in all den Gegenständen, die schließlich auf dem Müll landen! Vergebliche Mühe, wenn sie von einer Mode überholt oder durch ein Gesetz uninteressant geworden sind! Die komplizierteste, ausgeklügelte Mechanik plötzlich ohne Wert! Abgeschrieben! Buchmäßig schon nach drei Jahren! Da finde ich es gut, wenn wir oder andere noch irgendetwas damit anfangen und sei es Kunstgegenstände daraus herzustellen (Bild unserer Vogelplastik).

Mein erstes Schrottplatzerlebnis hatte ich vor vielen Jahren auf dem städtischen Platz in München-Süd, gleich neben dem alten jüdischen Friedhof. Eine wohlerhaltene Couch-Garnitur, vielleicht nicht ganz mein Geschmack, aber feste, weiche Polster, wurde von einem Greifer hochgehoben und verschwand, wupp, in einem riesigen Crasher, der sie zermalmte! Das war noch zu einer Zeit, als auf dem dortigen Platz wohlerhaltene Gegenstände gelagert wurden und für einen 5er oder 10er zu kriegen waren. Oft waren es Ausländer, die sich Spielzeug oder Einrichtungsgegenstände dort besorgten. Ich habe einmal einen Schrank fürs Kinderzimmer dort geholt und frisch angestrichen. Einmal bekam ich ein paar Schlittschuhe in meiner Größe von dort. Aber die Couch-Garnitur hatte anscheinend zu lange niemand haben wollen.

Als ich kürzlich auf demselben Schrottplatz Einbau-Küchenschränke aus einer Wohnungsräumung abliefern will (bestimmt kann sie irgendjemand gebrauchen, denke ich, ist zwar Resopal, aber fast neu!), erfahre ich, daß nichts mehr gelagert und verkauft wird. Alles kommt sofort in den Crasher. Verfügung der Stadt! Bei 10% Münchnern, die unter der Armutsgrenze leben. Nicht zu fassen! Ich haste davon. Endzeitassoziationen im Kopf, Hilflosigkeit und Wut im Herzen.